

Fertig für die Zukunft?

Beiträge zum Umgang mit den Akten der Staatssicherheit
in der ehemaligen DDR

bearbeitet von Ralf Dziewas und Bernd Wittchow

Es war zu erwarten, daß der von Andrea Strübind im letzten Jahrgang der ZThG unter dem Titel »Kennwort: ›Herbert aus Halle«¹ veröffentlichte Forschungsbericht über Verbindungen zwischen Baptisten und dem Ministerium für Staatssicherheit für Aufregung sorgen würde. Wie heftig allerdings die sich daraus ergebende Diskussion um Sinn und Notwendigkeit einer kirchenhistorischen Aufarbeitung unser jüngsten Vergangenheit in Ost und West ausfiel, war dann doch überraschend.²

Da in den meisten Zeitschriften des BEFG allerdings nur kurze Beiträge abgedruckt werden konnten, soll die vorliegende Dokumentation der eingehenderen Beschäftigung mit den Grundsätzen der Aufarbeitung schuldbehafteter Geschichte dienen. In allen Beiträgen geht es dabei um die Probleme der Bearbeitung von Schuld im Umgang mit der selbsterlebten bzw. aus Quellen erschlossenen jüngsten Zeitgeschichte.

Daß der Ost-West-Gegensatz mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung noch lange nicht aus den Köpfen von »Ossis« und »Wessis« verschwunden ist, zeigt der Beitrag »Noch lange fremd« von Joachim Gauck, dem Bundesbeauftragten für das Stasi-Unterlagengesetz. Er läßt

¹ A. Strübind, Kennwort: »Herbert aus Halle«. Ein Forschungsbericht über die Verbindung zwischen Baptisten und dem Ministerium für Staatssicherheit in der DDR, ZThG 2 (1997), 164-201.

² Im Anschluß an die Aussprache über den Präsidentenbericht auf dem Bundesrat des BEFG in Hamburg 1997 entwickelte sich eine längere Diskussion zum Thema in der Zeitschrift »Die Gemeinde«. Vgl. W. Zeschky / W. Lorenz, Auf der Suche nach offenen Türen, Die Gemeinde 21-22/97, 30-31; J. Rosemann, Zwischenruf zur Aufarbeitung der Geschichte, Die Gemeinde 23-24/97, 32-33; K. Strübind, Einerseits – andererseits, Die Gemeinde 25-26/97, 17 sowie die anschließenden Leserbriefe von Irmgard Stanullo, Johannes Strohm, Horst Donath, Kurt Jägermann, Die Gemeinde 27-28/97, 17; Alfred Schaper, Christoph Müller, Matthias Walter, Wilfried Weist, Die Gemeinde 29-30/97, 24-25, Stefan Stiegler, Die Gemeinde 31-32/97, 15 und Dirk Roland Böhme, Die Gemeinde 35-36/97, 14. Um die Aufarbeitung schuldhaften Versagens in Ost und West ging es auch in einem Forum der Zeitschrift der Vereinigung Berlin/Brandenburg »Wort und Werk« mit Beiträgen von Rose Braun, Ralf Dziewas, Alfred Schaper, Johannes Rosemann und Jürgen Schäfer, Ein Forum mit Schlagseite. Ein Gespräch zum Thema Ost-West, Wort und Werk 11/97, 1-5.

den Schluß zu, daß wohl auch in Zukunft die Frage, wer etwas sagt und schreibt und wer aus welcher Perspektive formuliert, bei der Aufarbeitung der Vergangenheit zu berücksichtigen sein wird.

Michael Holz benennt und entfaltet in seinem Beitrag: »Schweigen kann nicht heilen« die verschiedenen Problemfelder, die bei der Aufarbeitung der Vergangenheit eine Rolle spielen: Es geht sowohl um die Probleme von Einzelfall und Gesamtbild, Emotion und Sachlichkeit, Ost- oder Westperspektive, Ehrlichkeit und Diskretion, Anpassung und Widerstand, Rückzug ins Unpolitische oder Annahme politischer Herausforderungen. Es zeigt sich deutlich, daß noch viele Themen offen diskutiert werden müssen, um aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen.

Christoph Müller, der 1977 als politischer Häftling von der damaligen Bundesregierung in den Westen freigekauft wurde, macht sich in seinem Plädoyer: »Ist die Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit wirklich sinnvoll?« für eine konsequente Aufdeckung und Benennung von Schuld stark. Aus seinen Kenntnissen über die Umgangsweise der Staatssicherheit mit den Opfern aber auch den Tätern, wird deutlich, daß es bei der notwendigen Aufarbeitung der Vergangenheit nicht um das Fertigmachen von Personen gehen kann, sondern um das sich Vorbereiten, das sich Fertigmachen für die Zukunft.

Der abschließende Zwischenruf von Johannes Rosemann: »Schuld benennen: Ja! – Verurteilen: Nein!« entwirft, ausgehend von den eigenen Erfahrungen in der DDR, den Wunsch nach einem, dem Vorbild Jesu entsprechenden Umgang mit der geschichtlichen Schuld. Sie muß beim Namen genannt werden und darf nicht bagatellisiert werden, aber nur das Risiko der Vergebungsbereitschaft eröffnet letztlich neue Chancen für die Zukunft.

Noch lange fremd¹

Joachim Gauck

Ulm an der Donau. Der allerprächtigste Blick auf Altstadt und Münster an einem wunderschönen Septembernachmittag. Ich soll in einer Runde wißbegieriger, gebildeter und politisch engagierter Menschen einen Wessi-Witz erzählen – einen Wessi-Witz wenige Tage vor dem Ende des verflixten siebten Jahres nach der Vereinigung. Einen der Witze, in denen der Wessi als solcher als Mischung aus Ostfrieze und Blondine – aber meist gefährlicher als jene – als absonderliches Zerrbild auftritt. Ich fühle mich aber plötzlich unbehaglich an diesem schönen Ort. Vor acht Jahren wäre mir all dies noch wie ein Traum erschienen, und jetzt soll ich bitte wenigstens einen dieser blöden Witze erzählen. Mir fällt natürlich keiner ein, obwohl ich ja schon Dutzende gehört hatte. Mir fällt wahrscheinlich keiner ein, weil es mich ärgert, daß es solche Witze gibt. Wir haben das siebte Jahr überstanden, aber diese Witze erfreuen sich wachsender Beliebtheit bei uns im Osten. Solcherart Witze haben Ursachen. Da meinen viele, sie müßten sich mit Gehässigkeit schadlos halten. Als wir im Osten noch teils dumpf, teils aufmüpfig, aber allesamt ohnmächtig dahinlebten, als alles seinen sozialistischen Gang ging und allzu viele das Gefühl hatten, sie seien schlicht überflüssig, da gab es die DDR-Witze. Das waren unsere verkrampften Versuche, es denen heimzuzahlen, es waren auch Betäubungspillen. Jetzt haben wir Osis unsere Witze über die Wessis.

Aber wo liegt jetzt der Grund für den Erfolg solcher bösen Scherze? Ist das Ausdruck dieser mysteriösen ostdeutschen »Befindlichkeit«? Sie wird jetzt ja allenthalben hochstilisiert zum Wert an sich. Wir haben dabei nicht nachzufragen oder gar zu kritisieren, die ostdeutsche Befindlichkeit darf allerhöchstens teilen, wer ihrer für würdig befunden wird. Dazu zählen trotz der Wessi-Witze auch so manche Wessis. Allen voran die Intellektuellen, die mit den letzten Resten überkommener Glaubenssicherheit ausgestattet, den Osis noch einmal die Welt erklären, die Schlechtigkeit des Westens im allgemeinen und die Bösartigkeit des Kapitalismus im besonderen – mithin die ganze Ausweglosigkeit unserer Existenz – inbegriffen. Ich nenne sie gern unsere »Verständnis-Wessis«.

¹ Zuerst erschienen in: DER SPIEGEL 40 (1997), 45-51. Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags sowie des Autors.

Sie nützen uns aber wenig, weil ihre selektive Wahrnehmung unserer eigenen selektiven Wahrnehmung nicht abhilft. Und letztendlich reagieren die Verständnis-Wessis doch so viel anders auch nicht als einer der Charaktere aus den Witzen: der Besserwessi. Die Menschen im Osten werden zu Objekten ihres missionarischen Treibens – sei es nun in der Geste des zupackenden, erdrückenden Helfers oder in der des sensiblen Trösters.

Und der eine liefert die Vorlage für den Wessi-Witz, der andere lacht mit. Was dann in solchen Witzen wieder hochkommt, ist altbekannt: Der durchschnittliche Westdeutsche ist höchst mittelmäßig, unmoralisch und geldgierig. Das glaubte zu DDR-Zeiten trotz pausenloser propagandistischer Berieselung bald keiner mehr. Jetzt wird es plötzlich bedeutungsvoll für viele. Der Kapitalismus klingt wieder bedrohlich.

Eben noch konnte es uns nicht schnell genug gehen mit dem harten Geld, der D-Mark. Eben noch waren wir die Bewunderer eines westlichen Lebensrezepts, das allen bessere Zeiten versprach und die Bundesrepublik so stark und stabil gemacht hatte. Eben noch konnte man sich umworben fühlen von Volksvertretern, die sich auch zu richtigen Wahlen stellten.

Jetzt, wo Zuspruch, Solidarität und Anerkennung so nötig wären, macht so mancher dieser Repräsentanten der Stabilität einen Bogen um ostdeutsche Gefilde. Dafür kommen die Verständnis-Wessis und huldigen einer »Befindlichkeit«, die besser hinterfragt werden sollte. Denn wenn Günter Gaus oder auch Günter Grass dem Osten die Lage erklären, werden ja insbesondere jene Ossi-Köpfchen gekraut, die besonders unaufgeklärt und – dies ist noch schlimmer – besonders aufklärungsempfindlich sind. Mein Abschied von der ostdeutschen Befindlichkeit hat viele Stationen:

Vor drei oder vier Jahren wurde die Ostalgie langsam aber sicher ein unübersehbares Phänomen. In den nord-ostdeutschen Niederungen hörte ich immer häufiger einen Satz, den ich aus den fünfziger Jahren von Oma und allerhand Onkeln und Tanten kannte: »Es ist aber auch nicht alles schlecht gewesen!« Es lohnt sich also, sich zu erinnern an das Erinnern. Wer alt genug ist, kennt drei Schlüsselworte für die zwölf braunen Jahre: »Autobahnen, keine Arbeitslosen, geringe Kriminalität«. Es war eben nicht alles schlecht.

Ich hatte mein Deja-vu-Erlebnis bei anderem, bis in die Worte hinein ähnlichem Erinnerungsgut: »Kindergärten, Vollbeschäftigung, geringe Kriminalität«. Hätte die SED auch nur eine Autobahn mehr gebaut – wir hätten möglicherweise bei dem einen oder anderen dieselbe Trias des gezinkten Erinnerns wie nach dem Krieg. Ich habe mich und andere in diesen Jahren oft pathetisch gefragt, wo wir eigentlich sind. Zu kurz war noch der Abstand zu jener Zeit, als plötzlich jedermann die ganze DDR samt Ideologie und Lebensalltag so gründlich satt hatte, daß wenige revolutionäre Wochen genühten, um das ganze System nach unserem Willen auf den Abfallhaufen der Geschichte zu befördern.

Wir wollten das bewährte Neue – das funktionierende westliche Politik- und Wirtschaftsmodell, das manchen Westlern bereits recht alt erschien. Angesichts der Alternativen war dies überaus vernünftig. Aber gleichzeitig hat diese Umgestaltung in Umfang und Tempo die Seelen sehr, sehr vieler überfordert. Mit dem Weststaat und dem Westgeld und den Westregeln kamen eben nur bei Minderheiten Westgefühle. Schritt für Schritt wurde das Ja zur Einheit und zum freiheitlichen Gemeinwesen ergänzt und manchmal auch verdrängt durch Gefühle der Fremdheit und Unsicherheit. Menschen, die zwar frei, aber arbeitslos sind, müssen unzufrieden werden. Aber warum geben dann bei diversen Meinungsumfragen regelmäßig Mehrheiten zu Protokoll, daß es ihnen so schlecht nicht geht und sie mit ihrer persönlichen Situation zufrieden sind? Nur was die allgemeine Entwicklung betrifft, so sei man eher unzufrieden.

Und Ausdruck dieser allgemeinen Säueris sind dann die stetig sinkenden Zustimmungsraten zu zentralen Werten der Demokratie. Der Demokratie geht es in der öffentlichen Meinung des Ostens ähnlich wie dem Urteil über den Westler: Der Daumen senkt sich.

Das sei natürlich, sagen seriöse Oppositionelle, PDS-Anhänger und politische Randgruppen gleichermaßen. Das sei die Folge der fehlerhaften und mangelhaften Strukturpolitik, der unzureichenden Führungsfähigkeit der Bundesregierung.

Ich traue dieser Analyse nicht über den Weg. Ich glaube, daß neben den tatsächlichen oder unterstellten Fehlern der Bundesregierung viel ältere und grundsätzlichere Ursachen für das gegenwärtige Lebensgefühl ostdeutscher Menschen existieren.

Und selbst wenn es der Bonner Opposition gelingen sollte, die Macht zu erringen, und selbst wenn sie danach zu strukturpolitischen Innovationen fähig wäre, so würde die nachhaltige Fremdheit, die Distanz vieler Ostdeutscher nicht einfach verschwinden. Unsere Vergangenheit unter totalitärer Herrschaft war zu lang.

Eine andere Station meines Abschieds von der ostdeutschen Befindlichkeit ist eine Begegnung mit einer alten Bekannten: Kurz nach der letzten Bundestagswahl treffe ich Sabine, die in Wirklichkeit natürlich anders heißt. Ich habe die 27jährige Frau einige Jahre nicht gesehen. Wir sitzen in einer Berliner Kneipe, sprechen auch über die zurückliegende Wahl und unsere eigene Entscheidung. Und zu meinem größten Erstaunen erzählt Sabine, sie habe PDS gewählt.

Es verschlägt mir die Sprache. Sabine gehörte zu den erklärten Gegnern der SED. Ausgehalten in der DDR hatte sie es nur, weil sie einen Beruf in der Kirche ergriffen hatte. Ich kannte sie schon als Kind, und später war sie eine der oppositionellen jungen Frauen in einer meiner Jugendgruppen. Nach 1990 hat sie noch mal ein Studium begonnen. Sie gehört objektiv zu den Gewinnern der Einheit.

Ich frage sie – mehr als verwundert – wo denn ihre politischen Gründe gewesen seien. Sie habe keine politischen Gründe dafür gehabt, meint Sabine. »Ich hatte keine«, sagte sie. »Ach, weißt du, ich fühlte mich so heimatlos.«

Als ich Stunden später nach Hause gehe, da fällt mir ihr Satz schwer aufs Gemüt. Plötzlich reizen mich nostalgische Osis nicht mehr zum Zorn. Gerade hat mir eine Frau, die ich so lange kenne, eine Spur gezeigt, die ich verfolgen muß. Meine besserwisserische Munterkeit wandelt sich schlagartig in Erschrecken und Traurigkeit. Sabine benennt etwas, das einen Schlüssel zum Verstehen jener enthielt, die ich bislang nicht verstehen konnte: Fremdheit.

Deswegen also wählt sie eine Partei, die die Diktatur schönredet, sich fast schon liebevoll daran erinnert. Eine Partei, in der so viele sitzen, die einst diese Diktatur repräsentierten. Sie wählt nicht PDS, weil sie nunmehr ein neues, vielleicht sogar interessantes Programm hat, sondern weil allein die Existenz dieser Partei einen Impuls von Vertrautheit auslöste.

Nicht die alte Ideologie, so scheint mir jetzt, veranlaßt so viele Menschen zur verklärten Rückschau. Schlechte Lebensgefühle, die aus Fremdheit, Unvertrautheit und Unbehagen entstehen, suchen nach Veränderung. Es zeigt sich, daß weniger rationale Gründe benutzt werden, und daß es leichter ist, eine Gemeinsamkeit, etwas, das eben nur wir haben, neu aufzurufen – die in der DDR entstandene Mentalität. Es geht in diesem Zusammenhang weniger darum, solch eine Haltung zu bewerten. Wichtig ist, daß wir ihrer bewußt werden, sie verstehen lernen. Gewachsene Mentalität verwandelt sich offensichtlich erheblich langsamer, als Wissen und Intellekt sich ändern und erweitern können.

Wenn wir die Geschichte der frühen Bundesrepublik und die Jahre zwischen 1945 und 1949 im Westen anschauen, so begegnen uns vielfältige Belege für die Langsamkeit des Mentalitätswandels. Ich zitiere immer wieder jene Allensbach-Umfrage von 1948, in der 57 Prozent der Westdeutschen auf die Frage, ob der Nationalsozialismus eine gute Sache gewesen sei, die nur schlecht gemacht wurde, mit einem Ja antworteten – und das obwohl inzwischen in Zeitungen und Wochenschaun, von den Kanzeln und in Gewerkschaftstreffen die Nazis durch die blutigen Fakten und durch demokratisches Gedankengut delegitimiert waren.

Nicht aus bösem Willen oder ideologiegeleitet, sondern einem eher natürlichen Beharrungsvermögen folgend, behaupten sich trotz oder gerade wegen aller möglichen Umbrüche lebensgeschichtliche Prägungen länger, als es die jeweiligen Lehren vermögen. Dieses Beharrungsvermögen hat seine schlechten wie auch seine guten Seiten. Jahrzehnte der Diktaturen und ihrer Bespitzelungssysteme haben es beispielsweise nicht geschafft, den Menschen einzutrichtern, es sei normal, den eigenen Arbeitskollegen oder gar den Freund zu verraten. Auch in den späten Jahren der DDR noch sagte die Mehrheit nein, wenn sie als Spitzel geworben werden sollte. Da hatte der schlichte menschliche Anstand überlebt.

Zumeist allerdings zeigt die Diktatur Wirkung: Wie etwa sollen Menschen rasch vergessen können, was sie über Jahre oder gar Jahrzehnte hinweg als ihre wesentliche Botschaft verinnerlicht hatten: Beuge dein Haupt, passe dich an, und es wird dir gutgehen.

Für viele, mich eingeschlossen, ist es inzwischen relativ gleichgültig, mit welcher Ideologie die Diktatoren ihre Macht begründen. Als Folge totalitärer Herrschaft fällt uns die außerordentliche Ähnlichkeit der Unterdrückten auf.

Diktatur macht krank. Sicher, jede Diktatur bringt auch höchst imponierende Kämpfer, gelegentlich gar Heilige hervor. Sicher, es entsteht neben pseudoreligiösen Politikinszenierungen höchst subtile Kunst.

Und wenn uns auch noch mehr Gutes aus schlechten Zeiten einfällt, das Grundübel totalitärer Herrschaft können wir nicht aus den Augen verlieren. Totalitäre Herrschaft läßt den Menschen nicht zu sich selbst kommen. Wo Individualität und Selbstbestimmung verwehrt werden, wo die Teilnahme an der Macht verweigert ist, wird der Staatsbürger zurückverwandelt in den Untertan.

Ohnmacht macht ähnlich. Deshalb also verdienen jene, die mit der Ideologie des Sozialismus die Ohnmacht der Ohnmächtigen organisiert haben, keine mildernden Umstände. Wenn man dem Mittelalter die Inquisition vorwirft, wie sollte man jene, die als Zeitgenossen der Moderne ihre Macht auf Entmündigung, Zersetzung, Unterdrückung gründen, freisprechen? Müßten nicht gerade Sozialisten und linke Liberale mit besonderer Verbitterung den Verrat ihrer Ideale durch eine schonungslose Kritik des einst real existierenden Staatssozialismus beantworten?

Zum Glück ist dies ja für viele aufgeklärte Linke im Westen inzwischen selbstverständlich. Aber gerade in Deutschland mißbrauchen leider die Milieulinken immer noch einen rituellen Antifaschismus, um sich vor der Auseinandersetzung mit der zweiten deutschen Diktatur zu drücken. Wenn dieser Gesellschaft in ihrer Neigung, alte Lagersicherheiten immer wieder neu zu beleben, nur Altes einfällt, bleibt der demokratische, antitotalitäre Grundkonsens auf der Strecke. Altlinke in purem Antifaschismus und Altkonservative und Rechte in sturem Antikommunismus ergänzen sich eben nicht, sie blockieren nur die Diskussion.

Dabei sind wir ja ganz gut aus den Startlöchern gekommen, vor nunmehr acht Jahren. Im Herbst 1989 haben wir nach langem Gehorsam die Zivilcourage wiederentdeckt. Warum glauben wir uns unsere eigene Revolution nicht mehr? Hat uns die Courage verlassen, weil die eigenen Verdienste angesichts westlicher Dominanz bedeutungslos erscheinen? Oder waren wir nach der langen Entwöhnung von selbstbestimmtem Handeln einfach zu kurzatmig?

Wahrscheinlich stimmt beides. Und wir enden in der Beschwörung alter Zeiten und Werte – und bei den Wessi-Witzen.

Eine Zukunft hat eine solche Haltung nicht. In der Nachkriegszeit im Westen gab es ja auch diese Parteien und Gruppen, die ihre Gefolgschaft aus nationalem Frust, Minderwertigkeitsgefühlen und politischem Trotz rekrutierten. Damals beschädigten sie nur den sowieso schon ramponierten Ruf des Landes und trugen zu einem Klima bei, das die Täter der NS-Zeit begünstigte. Heute sind sie alle vergessen.

Ich bin froh, daß ich nicht politisch handeln mußte in der frühen Zeit der Bundesrepublik. Gnadenfieber, Schlußstrichneigung und Versöhnungsmetaphorik versperrten den Deutschen den Weg zur Selbstbefreiung durch Anerkennung von Verantwortlichkeit und Schuld. Wir im Osten haben uns nach dem Ende des Stasi-Sozialismus keinen Schlußstrich verordnet, und wir können darauf stolz sein. Wir haben uns dafür entschieden, den Fakten nicht aus dem Weg zu gehen. Wir haben die Archive geöffnet – nicht nur das der Stasi, auch das der Partei und die der Regierung. Wir haben dies selbst entschieden noch im Sommer 1990 vor der Einheit.

Dennoch leben wir mit der Erblast all dieser Jahrzehnte politischer Ohnmacht, die unserer Haltung geschadet hat und die tief in unsere Mentalität eindrang. Sie wird uns noch lange drücken.

Wie gehen wir damit um? Kriechen wir in unsere Wagenburg, unser Zelt und beschnuppern uns dort immer wieder aufs neue, um uns von der Nähe des Bekannten trösten zu lassen? Oder testen wir das fremde, unbekannte Terrain. Brechen wir mit all unseren alten Ängsten noch einmal auf – wohl wissend, daß wir angstfrei nicht mehr werden. Wie oft probieren wir es? Ein-, zwei- oder dreimal?

Die Freiheit läßt uns sicher freier atmen als der alte Mief – sie ist für uns, denen Befreiung doch so wichtig war, weiterhin von entscheidender Bedeutung. Aber nach all der eingeübten Angst ist es hier im Osten zu wenig, denn zu viele glauben, daß sie mehr Risiken als Chancen der Freiheit präsentiert bekommen. Ich bin nicht dieser Ansicht – nur: Zu viele empfinden dies so.

Wir können uns jetzt in der Demokratie nicht schweigend und erschöpft einfach nur still hinsetzen, als wären wir am Ziel. So haben beispielsweise allzu viele junge Leute keinen Ausbildungsplatz. Dabei könnten gerade diese jungen Menschen viel schneller in der freien Gesellschaft ankommen – sie sind frei von den Lähmungserscheinungen durch langjährige Prägung. Gerade sie würden ja die Freiheit, in der man sich selbst etwas getraut, gern ausprobieren. Sie dürfen von den Älteren nicht in das Gefängnis der Nostalgie geholt werden. Aber sie erwarten vom neuen Deutschland, daß Handlungsräume geöffnet werden und nicht nur die Türen der Arbeitsämter offenstehen.

Wir haben uns 1989/90 mutig geschworen, uns der Wahrheit zu stellen. Wie und warum sollten wir jetzt damit aufhören? Schon die Suche nach Wahrheit befreit. Und diese Suche befähigt uns – uns alle, auch die Menschen im Westen. Wir lernen dabei auch, den Politikern beim

schwierigen Umgang mit heute noch real existierenden Diktaturen genauer auf die Finger zu schauen – vom kommunistischen China bis zum fundamentalistischen Iran der Ajatollahs.

Zum Schluß: Etwas Nostalgie muß sein! »Es war ja auch nicht alles schlecht in der DDR« – wohl wahr. Gut war, daß so viele nein zum Verrat gesagt haben, Feinde wie Freunde der DDR. Gut war, daß es so unterschiedliche Formen von Opposition gab über alle Jahrzehnte. Und daß wir – im Land des Gehorsams aufgewachsen – unsere Freiheit selber schufen –, das vor allem war nicht schlecht!

Nach sieben Jahren Einheit scheint mir wichtig: Wir brauchen noch länger Zeit, die Trümmerlandschaft, die die Diktatur in uns hinterließ, zu verwandeln – aber den meisten kann dies gelingen. Nur – von Trümmern, Fehlern und besonders eigener Schuld kann man sich nicht befreien, wenn man die Fehler und die Schuld der anderen thematisiert. Es half nach dem Krieg auch nichts, immer wieder auf die Fehler der Sieger hinzuweisen. Irgendwann kamen wir bei eigener Schuld an und haben sie bearbeitet.

Das hat das Land dann wirklich verändert. Unter anderem deshalb konnten ostdeutsche Demokraten mit Freude auf die Vereinigung mit diesem (West-)Deutschland zugehen. Kritik an Regierungen und ungerechten Zuständen kann nicht Ersatz sein für Selbstkritik und Selbstbefreiung aus alten Bindungen und Prägungen.

»Schweigen kann nicht heilen«

Ein persönliches Plädoyer für eine ausgewogene
Aufarbeitung der jüngsten Geschichte des Bundes
Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland

Michael Holz

So manchem macht der Umgang mit dem Thema Geschichtsaufarbeitung im BEFG offensichtlich, und ich meine berechtigterweise, Sorge. Ausgesprochen wurden diese Besorgnisse zum Beispiel in den mit viel emotionalem Engagement gegebenen Redebeiträgen und in den Pausen-gesprächen bei der Bundesratstagung des BEFG 1997 in Hamburg, aber auch in einer Reihe von Leserbriefen im Magazin des BEFG »Die Gemeinde«. Dabei artikulieren sich diese Sorgen in recht verschiedener und durchaus auch entgegengesetzter Weise.

1. Das Problem von Einzelfall und historischem Gesamtbild

Mein Eindruck ist, daß die Wortmeldungen aus dem Bereich des ehemaligen BEFG in der DDR – für mich überraschenderweise – zu einem nicht unerheblichen Teil von Befürchtungen, Abgrenzungen und einer eigentümlichen Reserviertheit betreffs der Aufarbeitung der jüngsten Geschichte geprägt sind. Da ich selbst aus der DDR stamme und diese Haltungen nicht teilen kann, möchte ich hier einige persönliche Anmerkungen zum Umgang mit der Geschichte des BEFG machen.

Oft wurde an verschiedenen Stellen von Baptisten aus der DDR die Forderung erhoben, die Aufarbeitung nicht auf die kirchengeschichtliche Untersuchung von problematischen Beziehungen zu staatlichen Organen der DDR zu reduzieren, unsere Geschichte habe doch schließlich mehr zu bieten. Diese Forderung wurde unter anderem vom diesbezüglichen Bundesbeauftragten Ulrich Materne erhoben. Ich frage mich, welche Beweggründe zu diesen häufigen Mahnungen geführt haben. Wo soll es denn geschehen sein, daß Geschichtsdarstellungen und -deutungen, die einen Anspruch auf eine ausgewogene Gesamtschau erheben, in so unprofessioneller Weise verkürzt wurden? Daß erste Vorabberichte zu Einzelaspekten existieren (z.B. in der ZThG 2 [1997]), ist ja noch lange kein Indiz dafür, daß die Geschichte dadurch schon verzerrt dargestellt wird – jedenfalls wäre der Nachweis der historischen Unseriosität der Forschungsarbeiten erst noch zu erbringen.

Mir scheint, daß diese ersten, ausschnittshaften Erkenntnisse über Baptisten in der DDR, die gar nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, nun als *Corpus delicti* für die niederen Absichten der Verfasser dienen sollen. Wie kommt es zu diesen verbreiteten Ressentiments gegen eine Untersuchung von Einzelaspekten?

Sicher hat die Geschichte des BEFG unter kommunistischer Herrschaft weit mehr zu bieten als Stasi-Akten, aber das steht ja außer Frage und wird von niemandem bestritten. Warum wird dann die Forderung, die historische Aufarbeitung nicht auf das Thema Kontakte zu Geheimdiensten zu reduzieren, seit Jahren so beständig und mahnend wiederholt? Sollte man damit etwa ausdrücken wollen, die Untersuchung sollte besser *um* die Untersuchung sensibler Aspekte reduziert werden? Das wäre dann sicher das »Ende der Debatte« – so wie es von namhaften Baptisten aus der ehemaligen DDR anläßlich der Bundesratstagung 1997 gefordert wurde.

Diese Mahnung empfinde ich als außerordentlich befremdlich; denn wo hat es bisher diese Debatte gegeben – und wo hätte sie es denn aufgrund der doch recht schleppenden offiziellen Aufarbeitung und des derzeitigen geringen Kenntnisstandes bereits geben können? Ein Ende der Debatte vor deren Anfang – das wäre meines Erachtens das Ende kirchengeschichtlicher Redlichkeit, was die Aufarbeitung anbetrifft.

Mein Eindruck ist, daß denjenigen, die sich dieser Aufgabe ernsthaft und unvoreingenommen stellen, von vielen Seiten unüberlegt der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht wurde und wird. Aber ist es schon einseitig, wenn man einen Teil des Ganzen besieht oder darstellt? Was ist dann nicht einseitig? Der »Rundumschlag«, der im Grunde hinter diesem Vorwurf steht, träfe auch das Buch des baptistischen Oncken Verlags »Erlebt in der DDR« (Wuppertal / Kassel): auch dieser durch ein Editorial von Repräsentanten des BEFG autorisierte »Zwischenbericht« zur Geschichtsaufarbeitung kann und will ja auch nur einige Aspekte wiedergeben – und läßt andere Gesichtspunkte unberücksichtigt oder unterbelichtet.

Sicher haben sowohl Erlebnisberichte als auch Untersuchungen zu theologisch und historisch bedeutsamen Teilaspekten ihre Berechtigung, die ihnen nicht abgestritten werden sollte, wenn diese Erhellungen als schmerzlich empfunden werden. Mehr noch, sie sind sogar notwendig und unverzichtbar, wenn wir tatsächlich aus der Geschichte lernen wollen. Ein solcher Lernprozeß könnte nicht stattfinden, würden im Gesamtprozeß der Rückschau und Verarbeitung einseitig die geistlichen Höhepunkte und positiven Erfahrungsberichte hervorgehoben und veröffentlicht, und die Schattenseiten des Versagens und der Untreue würden dabei verschwiegen (oder so oberflächlich und nichtssagend abgehandelt, daß es einem Verschwiegen gleichkäme).

2. Das Problem von Emotionalität und Sachlichkeit

Warum werden dann im BEFG seit der Wende anhaltend emotionalisierte Proteste laut gegen eine Untersuchung des kirchengeschichtlich bedeutsamen Aspektes des Verhältnisses Kirche – Staat in der DDR? Warum werden dahingehende Bemühungen immer wieder als verantwortungslos und ungeistlich abgetan? Was befürchtet man da eigentlich, wenn der BEFG sich diesem Teil seiner Geschichte stellt? Sollte dieser Aspekt etwa ausgeklammert werden? Oder sollte aus vermeintlicher Barmherzigkeit mit denen, die in dieser Beziehung versagt haben, wieder wie nach dem Ende der vorletzten deutschen Diktatur Jahrzehnte abgewartet werden, bis man sich deutlich vernehmbar und eindeutig zur Geschichte äußert? Was wäre das beabsichtigte Lernen aus der Geschichte dann noch als nur ein bloßes Lippenbekenntnis? Ich persönlich wünschte mir, ich würde mich darin irren, daß diese von mir subjektiv beobachtete übergroße Empfindlichkeit in bezug auf die jüngste Geschichte ein Indiz dafür ist, daß man das Problem lieber »aussitzen« und damit verdrängen möchte. Wäre ein solches »aussitzen« barmherzig? Wahre Barmherzigkeit stellt sich der Wahrheit, sie ist nicht leidenssüchtig, sie ist verbunden mit Treue, auch zur ganzen Wahrheit (vgl. Spr 28,13).

Sicher, die Kapazitäten zur historischen und geistlichen Aufarbeitung innerhalb des BEFG sind arg begrenzt und sicher haben wir auch noch weitaus Wichtigeres zu tun – aber diese Tatsache darf doch um unserer Verantwortung vor Gott willen nicht dazu herhalten, daß der BEFG sich gewissermaßen vorlaufend eine Generalabsolution nach der Melodie »Wir waren klein, unser Herz ist darum rein« erteilt. Eine solche lapidare Bemerkung würde wohl niemand als seriös ansehen.

Zunächst brauchen wir den klaren, unverstellten Blick, brauchen wir eine Aufarbeitung, die diesen Namen verdient, und dann werden wir in der Lage sein, die Rolle der Baptisten- Brüder- und Elimgemeinden in der DDR zu deuten. Bliebe die Aufarbeitung aber oberflächlich, einseitig oder würde eine apologetische Absicht in ihr spürbar, so empfände ich das mehr als peinlich. Es wäre auch unverständlich für die vielen, die der Versuchung zur Anpassung an ein Unrechtsregime widerstanden haben und sich ihre Treue zum Evangelium viel haben kosten lassen.

Treue und Versagen gehören beide zur Wirklichkeit eines jeden Lebens, aber wer sich dem Versagen nicht stellen möchte, der flüchtet in eine Scheinwirklichkeit. Wenn wir wirklich lernen wollen, dürfen wir nicht »schönen«, glätten, verdrängen oder großzügig zudecken, sondern müssen verantwortungsvoll aufdecken. Wer aber aus welchen Gründen auch immer den Mantel des Schweigens über den schmerzlichen Aspekten der Geschichte ausbreiten möchte, tut es auf Kosten seiner Wahrhaftigkeit.

Warum wird dann den wenigen, die bereit und kompetent sind, sich dieser aufwendigen und oftmals belastenden Aufgabe zu stellen, das Leben schwer gemacht mit sehr pauschalen Vorwürfen der Unbarmherzigkeit,

des Ans-Licht-Zerrens, der »Enthüllungshistoriographie«, der Sensationsgier oder nun gar der Herumschnüffelei, die unerträglicher sei als die der Stasi? (Leserbrief *A. Schaper*, *Die Gemeinde* 29-30/97, S. 24. Alfred Schaper ist Gemeindeleiter der EFG Potsdam und war u.a. Mitglied der Bundesleitung des BEFG und des Bundesratspräsidiums.) Ich empfinde das mehr als beschämend – gerade auch wenn man die Stasi und diejenigen, die sich mühen, deren Machenschaften aufzudecken, auf eine Stufe stellt und offenbar kaum noch unterscheiden will. Es ist natürlich ein leichtes, jede Aktivität zur Lichtung des kirchengeschichtlichen Nebels mit dem unbilligen Vorwurf eines Geschichts-Voyeurismus, der Einseitigkeit oder unlauterer Motive zu belegen – aber derartige Verbalinjurien und Verurteilungen im Stile der Regenbogenpresse bringen uns doch keinen Schritt weiter, im Gegenteil. Ich kann nur hoffen, daß die beginnende Debatte in Zukunft überlegter in Ton und Inhalt geführt wird.

3. *Das Problem von Ost- und Westperspektive*

Und ich hoffe, daß wir als Christen im BEFG in Deutschland mehr noch als bisher empfindsam werden für Ost-West-Polarisierungen, die uns in unserem Anliegen, die geistlich gebotene Einheit mit Leben zu erfüllen, immer wieder zurückwerfen. Solche (möglicherweise ungewollten) Polarisierungen treffe ich in manchen Haltungen und Äußerungen auf beiden ehemaligen Seiten an, so beispielsweise im leidenschaftlich vorgebrachten Appell von *A. Schaper* gegen eine Untersuchung der Stasi-Kontakte durch Menschen, die er »niemals in der DDR gesehen« hat. Seine Mitchristen in den alten Bundesländern ruft er auf: »Seid barmherzig mit euren Geschwistern im Osten« (*Die Gemeinde* 29-30/97, S. 24). Ich weiß nicht, was Alfred Schaper in diesem Zusammenhang unter Barmherzigkeit verstanden wissen will, aber es ist unzutreffend, daß nur »der anderen Seite« an Aufklärung gelegen ist. Ich jedenfalls als ehemaliger DDR-Bürger bin daran interessiert und fühle mich durch die bisherigen Untersuchungen in keiner Weise unbarmherzig behandelt oder gar diffamiert, sondern bin sehr dankbar dafür. Durch solche unnötigen Ost-West-Polarisierungen, die meines Erachtens zudem noch einer realen Grundlage entbehren, werden mühsam abgetragene Mauern wiederaufgebaut.

Ich wurde zwei Jahre nach dem Mauerbau in der DDR geboren, habe an den Seminaren Buckow und Hamburg studiert und so die beiden Seiten kennengelernt, die jetzt eins sind. Ja, wir als BEFG sind jetzt eins – die Frage ist nun, ob wir die Einheit der Baptisten in Deutschland auch wirklich gemeinsam, weitherzig und nachsichtig gestalten wollen – oder ob wir uns nun jeweils rückwärtsgewandt in eine »Identitätsnische« zurückziehen wollen. Dabei ist klar, daß eine neue, gemeinsame Identität nicht von heute auf morgen Gestalt gewinnen kann – dafür brauchen wir Zeit.

Aber diese Zeit hatten wir nun in reichlichem Maße – und nun ist es an der Zeit, daß wir die neuen Gegebenheiten akzeptieren und als Chance begreifen, die Gott uns geschenkt hat. Wollten wir aber unsere »Alt-Identitäten« gewissermaßen mumifizieren und anhaltend unsere Empfindlichkeiten und Betroffenheiten pflegen, dann hätten wir uns auf ein totes Gleis begeben und uns selbst eine Reformationsunwilligkeit bescheinigt. Natürlich haben wir als Baptisten aus der DDR ein eigenes Stück Geschichte, die gehört zu uns und bleibt uns, die nimmt uns ja auch keiner. Die liegt nun aber in der Vergangenheit, und die Geschichte ist weitergegangen. Davon sind auch die Baptisten in den alten Bundesländern betroffen: auch sie »müssen« damit leben, daß etwas Neues geworden ist. Wenn wir mit Gott schritthalten wollen und wirklich »ein Neues pflügen« (Hos 10,12) wollen, sollte sich unsere Identität unter den neuen Gegebenheiten weiterentwickeln – und sie wird es wohl kaum ohne unser überzeugtes Mitwirken. Ob das gemeinsam geschieht, liegt an jedem Einzelnen. Wir sollten dem SED-Regime nicht den späten Triumph gönnen, uns durch 22 Jahre organisatorische Trennung tatsächlich gespalten zu haben.

Es kann uns nicht weiterbringen, würden wir Baptisten aus der DDR unser Minorität-Sein und die Folgen davon endlos beklagen – denn schließlich gehören zum »Unterbuttern« immer zwei. Wenn wir Gott damals gedankt haben für den Fall der Mauer, dann sollten wir jetzt nicht kleinmütig werden, sondern unsere gewachsenen Chancen endlich beherzt ergreifen und »nicht an dem Amt verzagen, uns fröhlich plagen und unsere Steine tragen aufs Baugerüst«, wie es in einem bekannten Choral heißt – wir sind nicht mehr in Ägypten!

Wir als Baptisten aus der DDR sollten auch aufhören zu meinen, nur wir, die damals »dabei waren«, könnten Erhellendes zu den Geschehnissen und Umständen in der DDR beitragen. Das halte ich nicht nur für überheblich, sondern auch für abwegig. Denn »dabeigewesen zu sein« heißt noch lange nicht, auch wahrgenommen zu haben – das haben wir doch aus der jüngeren Geschichte gelernt, nicht zuletzt an den schmerzlichen Lektionen, die uns die Geschichte der Baptisten im Dritten Reich gelehrt hat. Wahrnehmung, Einfühlung, seriöse Recherche und seelsorgerlicher Umgang hängt nicht am »dabeigewesensein«. Würde es daran hängen, dürften wir als ehemalige DDR-Bürger kaum etwas zu Geschehnissen außerhalb unseres Landes oder gar aus der Kirchengeschichte sagen, denn wir waren meist »nicht dabei«.

Darum steht uns die vielfach vorgebrachte Forderung, die Geschehnisse bitte nicht »von außen« zu betrachten, nicht gut an. Diese nicht selten anzutreffende eigentümliche Reserviertheit der »Dabeigewesenen« kann ich mir nur durch eine immer noch große Distanzlosigkeit erklären – aber das ist ein persönliches und seelsorgerliches Problem und hat nichts damit zu tun, daß Christen, die nicht in der DDR gelebt haben, per se inkompetent und ungenügend verantwortungsbewußt wären.

4. Das Problem von Ehrlichkeit und Diskretion

Genauso fragwürdig finde ich es, wenn wie mehrfach geschehen die Aussagekraft von kirchengeschichtlichen Untersuchungen unter Hinweis auf die angeblich schlechte Quellenlage oder die behauptete Unzuverlässigkeit der Quellen in Bausch und Bogen bezweifelt wird nach der Melodie: »Nichts genaues weiß man nicht!« – wir erwecken damit den Eindruck, wir wollen nicht. Ein Gespräch mit einem erfahrenen Historiker oder Kirchengeschichtler, mehr Vertrauen zu unseren Mitchristen gleich welcher Herkunft und weniger Vorbehalte gegen nicht aus dem Osten Kommende könnte uns da helfen und uns manche Blamage ersparen.

Was die Kontakte einzelner Baptisten zu staatlichen Organen der DDR angeht, halte ich es für einen historischen Fehler, daß der BEFG eine Überprüfung seiner hauptamtlichen und der leitenden Gemeindemitarbeiter im Gegensatz zu anderen Kirchen unterlassen hat. Die veröffentlichten Argumente (z.B. »zu befürchtender Vertrauensverlust« oder gar »kein begründeter Verdacht«) überzeugen mich nicht. Die weitaus meisten von uns hätten absolut nichts zu befürchten gehabt – was bei einer Überprüfung herausgekommen wäre, wäre für viele ehrenhaft gewesen und hätte ihre Treue zu Jesus, die sie auch unter Druck bewahrt haben, zu Tage gebracht. Und wer von einer Überprüfung eine Aufdeckung seiner konspirativen Kontakte zu befürchten hätte, hat inzwischen Jahre Zeit gehabt, die Sache vor Gott und den betroffenen Menschen in Ordnung zu bringen.

An den Geheimdienst einer verlogenen und verbrecherischen Diktatur sensible Informationen weitergegeben oder gar kooperiert zu haben – gleich auf welcher Ebene oder aufgrund welcher Repressalien – ist zumindest ein Vertrauensbruch gegenüber den Mitmenschen und damit eine Sünde, mit der seelsorgerlich umzugehen sein wird. Gott hat uns seine Vergebung unter der Voraussetzung zugesagt, daß die eigene Schuld offen bekannt und bereut wird (vgl. Spr 28,13). Aber vergibt Gott auch dann, wenn versucht wird, die Sache allein mit ihm im »stillen Kämmerlein« abzumachen und dabei das Ehrlichwerden vor den Mitmenschen, die betroffenen sind, gescheut wird?

Ein besonderer Fall wäre es, hätte ein Betreffender eine exponierte Tätigkeit in einer Ortsgemeinde oder in Gremien des BEFG ausgeübt oder übe sie noch aus. Wer eine hervorgehobene oder leitende Funktion übernimmt, weiß, daß er sich nicht unter Hinweis auf den Schutz seiner Privatsphäre oder aufgrund seiner sonstigen Verdienste seiner Verantwortung entledigen kann – er ist durch seine Funktion gewissermaßen eine »Gestalt der Kirchengeschichte« und damit nicht erhaben über eine kirchengeschichtliche Untersuchung, die die Umstände seines Vertrauensbruchs aufdeckt.

Mich befremdet die Auffassung nicht weniger Baptisten aus der DDR, wir sollten grundsätzlich und ganz besonders, wenn die Problematik exponierte Persönlichkeiten betrifft, Diskretion wahren. Hat denn etwa

Paulus die Benennung von Schuld und betroffenen Personen vermieden, wenn die Sache die ganze Gemeinde Jesu Christi betraf, wenn jemand der Gemeinde Schaden zugefügt und Vertrauen zerstört hat? Nimmt denn die Bibel ein Blatt vor den Mund, wenn es um konkretes Versagen von Personen geht, die in anderen Bereichen und zu anderen Zeitpunkten Vorbilder des Glaubens waren? Nein, ihr geht es nicht um die Glorifizierung hochverehrter Vorbilder des Glaubens, sondern um den ganzen Menschen in Treue und Versagen: davon kann man lernen. Der Bibel ist an Wahrhaftigkeit und Authentizität gelegen – da wird problematisches Verhalten nicht geschönt oder dezent ausgeblendet, sondern differenziert dargestellt, damit wir davon lernen können (vgl. die Biographien des Abraham, Elia, Petrus, Paulus u.a.). Warum wird dann für exponierte Funktionsträger gewissermaßen »geistliche Immunität« gefordert? Mir scheint, dieser Ruf nach unbedingter Diskretion ist der gutgemeinte Versuch, zu schonen, Leiden zu vermeiden und Schaden abzuwenden, aber er ist kurzsichtig und führt zu bleibendem Schaden – und darum ist er auch nicht seelsorgerlich zu begründen.

5. Das Problem von Anpassung und Widerstand

Aber noch einmal zu meiner Wahrnehmung der Stimmungen und Tendenzen im BEFG: Nach meinem Eindruck bestand in den Voten der Delegierten des Bundesrates des BEFG in diesem Jahr ein deutliches Mißverhältnis in der Wahrnehmung der Situation derer, die konspirative Kontakte pflegten und derer, die dadurch geschädigt wurden. Ich finde es merkwürdig, daß man sich auffällig stark um den Schutz derer besorgt zeigt, die einem bösartigen System aus welchen Gründen auch immer zugearbeitet haben, und kaum jemand spricht von den Opfern. Wie kommt das? Was sind die Hintergründe? Sollte es dabei etwa um den Schutz eines »heilen Welt- und Gemeindebildes« gehen? Das haben wir nicht nötig, wir können zu unserer Geschichte stehen – und wir werden es müssen. Die nächste Generation wird mehr wissen, mehr Distanz haben und von uns Antwort auf die Frage fordern: »Wie seid ihr damals damit umgegangen?« Und so ähnlich wird uns Jesus auch fragen. Hoffentlich können wir dann eine gute Antwort geben.

Gerade angesichts der lange Zeit vermiedenen Aufarbeitung der Geschichte der Baptisten im Nationalsozialismus sollte es für uns deutsche Baptisten nun eine besondere Verpflichtung sein, es diesmal besser zu machen. Wollen wir von anderen Kirchen, von unseren Geschwistern im Ausland und im theologischen Gespräch ernstgenommen und geschätzt werden, dann sollten wir uns in diesen Fragen nicht wieder Nachlässigkeiten leisten. Es wäre doch wirklich dürftig, wäre das Essenz der Aufarbeitung der problematischen Aspekte der Geschichte die lakonische Feststellung, daß wir »keine Helden« waren.

Es wäre auch kein guter Ersatz für eine faire Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, würden wir einfach nur auf die damals herrschende Gesellschaftsordnung entschuldigend verweisen. Auch wenn das Leben in der DDR sicher von besonderen Herausforderungen gekennzeichnet war, eignen sich Diktaturen, von denen die DDR eine war, nicht zum Universal-Sündenbock, der die Verantwortung in jedem Fall dem Einzelnen abnimmt. Zu oft haben wir in der DDR den »bösen Sozialismus« für das Zurückbleiben hinter unseren geistlichen Zielen und für unser ständiges Schrumpfen in den Mitgliederzahlen seit der Flüchtlingswelle Anfang der Fünfziger Jahre verantwortlich gemacht – sollte nun der »böse Kapitalismus« dazu herhalten müssen? Unser Zurückbleiben hinter unseren Zielen ist in erster Linie eine Anfrage an unseren Glauben, unsere Liebe, unsere Hoffnung und unsere Gemeindegemeinschaft, die so manches mal in ihren Formen zu festgefahren war. Doch wir wissen ja auch, daß wir unter der kommunistischen Diktatur bei weitem ausreichend Möglichkeiten hatten, Menschen zu Jesus zu führen und wir haben sie heute auch noch! Darum sollten wir unsere Probleme nicht auf irgendwelche jeweils wechselnden Sündenböcke projizieren, sondern analysieren und angehen.

Für mein weiteres Nachdenken zum Thema habe ich mir einige Stichwörter notiert: Da wäre die Frage nach der Problematik einer gewissen »Anpassung« an ein Unrechtssystem, das in Leserbriefen im Magazin »Die Gemeinde« verschiedentlich thematisiert wurde. Sicher, jeder Mensch lebt in irgendeiner Weise »angepaßt« – aber ab wann gerät diese Anpassung eigentlich zu einer opportunistischen oder kleingläubig-duckmäuserhaften Allianz mit dem Unrecht? Ab wann wird eine solche Anpassung geistlich problematisch, wann ist sie Sünde? Was, wenn der status confessionis aus Unachtsamkeit oder gar wissentlich verkannt wird?

Diese Fragen haben wir damals in der DDR oft und heiß diskutiert. Einige der damals in meiner Generation diskutierten Problemfelder möchte ich hier stichpunktartig anführen: die geistliche und politische Bewertung des »real existierenden Sozialismus« und der Gesellschaftssysteme in anderen Ländern; die Frage nach der Reformfähigkeit der Theorie des Sozialismus; die Problematik des Verhältnisses Staat – BEFG; die Problematik der geistlich begründeten »Unterordnung« unter ein Unrechtssystem und der »Loyalität« gegenüber verlogenen Machthabern zum Zweck der Sicherung eines gewissen Maßes der Freiheit; die Problematik der Notwendigkeit einer Stellungnahme zu politischen Ereignissen, die himmelschreiendes Unrecht darstellen – und damit verbunden die Problematik des Konfliktes zwischen der Forderung nach Stellungnahmen seitens des Bundes und unserer kongregationalistischen Gemeindeverfassung, die solche Stellungnahmen betreffs ihrer Legitimation fragwürdig erscheinen läßt; die Beteiligung an den Scheinwahlen und an der »Jugendweihe«; die Mitgliedschaften in den diversen Organisationen, die

sich nur zu oft als verlängerter Arm der Einheitspartei entpuppten; die Mitwirkung in gesellschaftlichen Gremien, die keinen Raum für einen fairen Meinungs austausch ließen; die Frage des Wehrdienstes bzw. der Wehrdienstverweigerung und die Leistung des Fahne eides der Nationalen Volksarmee; die Frage nach der Berechtigung von »Kompromissen« zur Förderung der eigenen Karriere; die Rolle der Angst – ob nun objektiv begründet oder eher vage als Angst vor etwaigen Nachteilen; die Frage nach der Berechtigung von Wirtschaftssabotage als Mittel des politischen Kampfes; die Frage nach dem »Bleiben oder Gehen« und deren geistliche Relevanz und viele andere mehr. Übrigens war es meiner Wahrnehmung nach für uns nie eine Frage, ob eine konspirative Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit unter bestimmten Umständen unausweichlich sei. Schon ein »Sich-abschöpfen-lassen« ist selbstverständlich als Vertrauensbruch und Schuld empfunden worden, ein aktives »Bespitzeln« war nahezu unvorstellbar – aber eine konspirative Zusammenarbeit mit dem MfS wäre mit Sicherheit als unverständliche, erschütternde und äußerst schwere Sünde angesehen worden. (Möglicherweise ist in dieser wahrscheinlich verbreiteten resoluten Einschätzung der Bedeutung einer Zuarbeit für das MfS ein Grund dafür zu suchen, warum heute viele Betroffene, so lange es eben geht, ein Offenbarwerden und damit Ehrlichwerden scheuen.)

Es wäre schon wichtig, daß all die Fragen, die uns damals bewegt haben, nicht vollständig von den neuen Fragen, die sich uns nun unter den veränderten Gegebenheiten stellen, verdrängt werden. Vielleicht könnte das eine oder andere öffentliche Forum zum Thema Gemeinde und Verantwortung als Staatsbürger solche Fragestellungen der Geschichtsaufarbeitung aufgreifen und weiterführen.

6. Das Problem von Apolitismus und politischer Herausforderung

Im Zusammenhang mit dem Problem der Anpassung stellt sich aktuell auch die Frage nach der Bewertung der DDR als politischem System – hier scheinen die Meinungen auch im BEFG erstaunlicherweise recht weit auseinanderzugehen. Da es um grundsätzliche Fragen nach Recht und Unrecht geht, halte ich hier eine Diskussion und eindeutige Stellungnahmen seitens des Bundes für dringend geboten. Sicher, mit den Stellungnahmen des Bundes ist es aufgrund unserer Gemeindeverfassung(en) immer so eine Sache – aber in diesen Fragen wäre eine »sowohl-als-auch-Haltung«, die es jedem Recht machen will und keinem weh tun will, auch wieder ein Zurückweichen vor der Verantwortung: Von außen werden wir als *eine* Kirche wahrgenommen; verweisen wir aber achselzuckend auf die Eigenständigkeit der Ortsgemeinde, dann erregt das Unverständnis und Befremden – so war es schon in der DDR, und heute ist es wohl nicht anders.

Ein weiterer Merkposten ist für mich die unter manchen Christen immer noch anzutreffende Auffassung, man könne oder solle sich als Christ aus politischen Fragen heraushalten – das sei für uns im Grunde ohne Belang und gehe uns nichts an. Auch schon zu Zeiten des Nationalsozialismus gab es solche Tendenzen unter evangelikal geprägten Christen, einem fromm verbrämten Apolitismus zu frönen, der den gewissenlosen Macht-habern sehr gelegen kam und ihnen faktisch in die Hände spielte. Dementsprechend forderte (und praktizierte) man in manchem frommen Lager nicht selten eine weitgehende Unterordnung unter eine verlogene und verbrecherische Obrigkeit. Unseren Gemeinden in der DDR ist ein solcher Apolitismus nicht fremd, er ist von denen, die aus der Geschichte nicht oder nur ungenügend gelernt haben, übernommen worden und er wird noch heute weiter tradiert, nicht nur in den neuen Bundesländern. Möglicherweise sind in ihm auch die Gründe dafür zu suchen, daß man sich manchmal so hilflos in der Einschätzung der politischen Lage zeigte – es waren für manchen einfach »böhmische Dörfer«. Die Welt »da draußen« wird durch diese Verweigerungshaltung gegenüber der gesellschaftlichen Verantwortung einseitig als »böse Welt« gesehen, für die man sich wenig interessiert zeigt – und darauf noch stolz ist. Darum kann man sie natürlich auch nicht verstehen. Auf diesem Nährboden der Ignoranz ist es nur folgerichtig, schlicht und einfach und unter Verweis auf einige Bibelstellen die preußische »Tugend« des Gehorsams und der Unterordnung zu pflegen – und dabei die geistliche Relevanz eines solchen Gehorsams gegenüber dem Unrecht auszublenden.

Ich meine aber, daß unsere Gemeinden nicht überwiegend von diesem unbedarft-blinden Apolitismus geprägt waren. Viele Christen in der DDR haben die Verhältnisse durchschaut und haben sich in den vielfältigen Herausforderungen und Versuchungen wacker geschlagen, und wohl nicht wenige halten es für eine wichtige Aufgabe, daß das Thema Christsein in der DDR nun reflektiert wird, damit wir alle daraus lernen können. Eine generalisierte Schelte für die »angepaßten Ossis«, die sich ihrer Vergangenheit nicht stellen wollen, entlarvt also nur das einfältige Denkmuster und die Unwissenheit derer, die sich damit ein geistiges und geistliches Armutszeugnis ausstellen.

Dennoch bleibt es die Frage, welche geistlichen Mißverständnisse, welche problematischen Bibelauslegungen, welche politischen Überzeugungen oder Abstinenzen, welche psychischen Situationen und Dispositionen zu jener Akkomodation einzelner beigetragen haben – und inwiefern wir heute präventiv handeln können, damit unsere Freikirche zukünftig eine stärkere Resistenz gegenüber Verführungen und Verführern erhält. Hier ist Stoff für Theologen, Historiker, Psychologen, Soziologen und Politologen – aber auch für jeden, dem an einer Geschichtsaufarbeitung ernsthaft gelegen ist. Themen gibt es jedenfalls genug.

Auf ein solches, wichtiges Thema hat Rolf Dammann, langjähriger Generalsekretär des BEFG in der DDR, anläßlich der Bundesratstagung

1997 hingewiesen: bezugnehmend auf den besonders eklatanten (und verschiedentlich dokumentierten) Fall von Vertrauensbruch durch Pastor Herbert Kautz aus Halle fragte er (etwa sinngemäß): »Welche geistlichen Implikationen hat es, daß ein von vielen geschätzter Pastor und gefragter Evangelist zugleich über viele Jahre hinweg hingebungsvoll der Stasi diente?« – Hier drängen sich Fragen auf, die angegangen werden sollten.

7. Fazit

Fraglos darf die Aufarbeitung nicht auf das Thema Stasi-Verstrickungen begrenzt werden, das wäre in der Tat eine verkürzte und verzerrte Geschichtssicht – aber wir sollten diesen Aspekt auch nicht tabuisieren oder entpersonalisieren. Das wäre unbarmherzig, weil Schweigen nicht heilen kann. Nebel kann zu mehr Schaden führen als Klarheit Kraft kostet. Wir können uns der Geschichte nicht stellen, wenn wir nicht auch bereit sind, Schmerzen auf uns zu nehmen. Und wir würden das noch wichtigere, nämlich unsere Zukunft, mit einer schweren Hypothek belasten. Aufarbeitung muß die Aspekte des Widerstandes, der Bewährung und Treue, und auch des Versagens und der Untreue beinhalten. Der erstgenannte Aspekt verdient dabei um der Ausgewogenheit willen auch unsere Aufmerksamkeit: nicht, um den vielen Treuen ein Denkmal zu setzen – sondern um auch von ihnen zu lernen, wie man sich als Christ unter widrigen Umständen bewähren kann.

»Ist die Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit wirklich sinnvoll?«

Ein Plädoyer

Christoph Müller

Um es gleich vorweg zu sagen: Meine Antwort dazu ist ein klares *Ja!* Eine Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit ist nicht nur sinnvoll, sondern notwendig, weil diese Vergangenheit nicht nur Vergangenheit, sondern auch Gegenwart ist. Die Schatten der Stasi reichen bis in unsere Zeit hinein. Dadurch wird auch unsere Zukunft berührt, die heute beginnt. Manch einer trägt die trügerische Hoffnung in sich, daß mit der Zeit Gras über die ganze Sache wächst. Mag sein, daß mit den Jahren etwas über das Alte wächst. Aber es wird nicht Gras, sondern Unkraut sein. Gute Frucht wächst nur da, wo der Boden gut ist und das Unkraut den guten Samen nicht erstickt.

Ich möchte im folgenden einiges von meinen persönlichen Lebenserfahrungen weitergeben. Diese Erfahrungen beziehen sich zum einen auf meine eigene DDR-Sozialisation, die mit 22 Jahren ihren Abschluß darin fand, daß ich 1977 als politischer Häftling von der damaligen Bundesregierung in den Westen freigekauft worden bin. Nach weiteren 18 Jahren bundesdeutscher Erfahrungen in und mit einem freiheitlichen System bin ich 1995 wieder in meine alte Heimat Sachsen zurückgekehrt. Ich kenne Ost und West also gleichermaßen und könnte einiges darüber schreiben, über Unterschiede etwa, aber auch über die Erkenntnis, daß es wesentlich mehr Gemeinsamkeiten zwischen Hüben und Drüben gibt, als gemeinhin angenommen wird.

Eine solche Gemeinsamkeit zwischen Ost und West ist vor allem die, daß in beiden Teilen Menschen leben. Diese zunächst simpel erscheinende Erkenntnis möchte ich spezifizieren. Was meine ich damit? Menschen sind bestrebt zu verdrängen, was ihnen unangenehm ist. Sie tun dies oft nicht einmal bewußt, dafür aber sehr erfolgreich. Nach dem Zweiten Weltkrieg verdrängten die Westdeutschen die Nazi-Diktatur und die Notwendigkeit einer Aufarbeitung der schrecklichen Geschehnisse im »Dritten Reich« (im Osten war eine solche Aufarbeitung gar nicht erst nötig, da der Nazismus dort »mit Stumpf und Stil ausgerottet« war; so lernten wir es jedenfalls in der sozialistischen Schule). Man wollte das Alte endlich loswerden, aber nicht darüber reden. Man schämte sich insgeheim vielleicht auch für das Versagen hier oder dort. Menschen hatten

keine Kraft oder wollten keine Kraft dafür haben, sich dieser Schuld zu stellen. Mit dem zeitlichen Abstand blieben dann nur noch die guten Erinnerungen an die Zeit des Faschismus zurück. So schlimm war es doch eigentlich gar nicht, hieß es dann. Und so ist es auch heute. Hielt man Hitler im nachhinein zugute, daß er doch immerhin die Arbeitslosenzahlen deutlich gesenkt hatte, daß Ruhe und Ordnung wieder eingekehrt waren, daß ach so schöne Autobahnen gebaut wurden, um die uns die Welt heute noch beneidet, so höre ich ähnliche Töne in bezug auf den DDR-Sozialismus. Ja damals, da hatte jeder Arbeit, und alle Kinder einen Kindergartenplatz. Und so viel Kriminalität gab es nicht usw.

Kein Wort dagegen davon, daß Menschen in ihrer Entwicklung verbogen wurden, daß sie zu Spitzeln und schizophrenen Menschen erzogen wurden, die in der Öffentlichkeit anders zu reden hatten, als sie es zu Hause taten. Daß ich eben auch damals nicht die Lehrstelle bekam, die ich wollte. Daß ich nicht studieren durfte, weil ich ein christliches Bekenntnis ablegte. Daß es keine Meinungsfreiheit gab, keine Reisefreiheit, keine Redefreiheit, keine Versammlungsfreiheit. Stattdessen Angst, ein Falcher könnte mitgehört haben. Und diese Angst war ja alles andere als unbegründet. Wir erlebten, wie Menschen verhaftet und ihnen Jahre ihres Lebens gestohlen wurden, erfuhren später mit welchen Mitteln sie psychisch drangsaliert und gefoltert wurden.

Wenn nun diejenigen, die dieses DDR-System am eigenen Leib so negativ erlebt haben, sagten, daß sie nicht mehr an die Vergangenheit denken möchten, dann läge diesem Wunsch ein moralisches Recht zugrunde. Aber es ist nach meiner Beobachtung leider anders. Die Peiniger und die, die den Peinigern in die Hände gearbeitet haben – aktiv oder passiv sei erst einmal dahingestellt – sie sind es, die heute nicht mehr darüber sprechen möchten. Haben sie ein Recht dazu, dies zu verlangen?

Nein, wir müssen das, was in über 40 Jahren sozialistischer Diktatur geschehen ist, aufarbeiten. Wenn wir es nicht tun, dann wird es die nächste Generation tun. Aber sie wird dann auch feststellen, daß wir heute zu feige dazu waren, und der Schaden wäre dann in der Tat ein doppelter. *Das Geschehene würde durch das Schweigen über das Geschehene noch schlimmer.* Das soll und das darf nicht geschehen! Wir sollten von der jüngsten bundesdeutschen Vergangenheit her lernen. Die verweigerte Aufarbeitung der Nazizeit durch die Kriegsgeneration wurde später von den Enkeln in dramatischer Weise als »68er Revolution« aufgegriffen. Diejenigen, die heute noch leben, und die das DDR-Unrecht selbst miterlebt haben, sie hätten die Möglichkeit, es zu Lebzeiten anders zu machen. Ich möchte in die Gewissen derer sprechen, die zu den Wissenden gehören und die sich bisher davor gedrückt haben, über ihre Vergangenheit zu sprechen. Tut euch selbst etwas Gutes, indem ihr nicht mit einer Lebenslüge sterbt, sondern die Gnade des noch Redenkönnens ergreift!

Es wird im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Stasi-Akten immer wieder damit argumentiert, daß diese doch nicht die einzigen Doku-

mente sein dürften, die Aussagen über die Wirklichkeit der ostdeutschen Drangsalzeit machen. Stasi-Akten seien nicht in jedem Falle glaubwürdig. Manches sei übertrieben dargestellt, auch im Sinne einer Planerfüllung »nach oben«. Dazu kann bemerkt werden, daß natürlich auch Stasi-Akten, wie jedes Dokument, Fehler enthalten können. Und daß es einer differenzierten Sichtweise bedarf, um nicht Nebensächlichkeiten höher zu bewerten, als sie es verdienen. Aber ebenso deutlich muß gesagt werden, daß diese Fähigkeit einer differenzierten Betrachtungsweise gelernt werden kann. Das ist das tägliche Brot eines Historikers. Und die Art und Weise, wie in der vorliegenden Zeitschrift das Stasi-Material behandelt wurde, kann ich nur bewundern und als »vorsichtig« einstufen.¹ Es ist eben kein Sensationsjournalismus, der hier betrieben wird, sondern der Versuch sich einer Verantwortung zu stellen, der andere bisher ausweichen. Wir sollten dankbar dafür sein, daß es Menschen gibt, die für diese Aufgabe sogar bereit sind, Kritik auf sich zu nehmen. Im folgenden möchte ich einige Punkte anschnitten, die mir in den letzten Wochen wichtig geworden sind.

1. Die Reise in die Vergangenheit

oder: Wie ich das Studium meiner Akte erlebt habe

Beim Studium meiner eigenen Akte konnte ich die hier und da vorgebrachten Vorurteile nicht bestätigt finden, daß die Mitarbeiter der Gauck-Behörde die Stasi-Akten undifferenziert behandeln würden. Im Gegenteil. Ich stieß auf kompetente Mitarbeiter (in meinem Fall eine Mitarbeiterin), die sehr einfühlsam und *ohne Vorbehalte zu ergründen und zu verstehen* suchten, was denn wirklich geschehen ist. Es wurden dabei gerade nicht alle Berichte unterschiedslos nebeneinandergestellt, sondern auch festgestellt, daß die eine oder andere Äußerung eines »IM«² schon mal aus einem bestimmten egoistischen Interesse herrührte, gemacht wurde, um entweder dem Führungsoffizier zu gefallen oder um ihn zu überzeugen, daß man seine »Arbeit« als IM getan hatte, oder manchmal einfach, um sich »einzukratzen«. Ich konnte erleben, daß die BstU³ erfahrene Mitarbeiter beschäftigt, die solche Subjektivismen durchaus erkennen und beurteilen können, wer übertrieben berichtete

¹ Vgl. G. Besier, Zur Religionspolitik des SED-Staates gegenüber den Freikirchen, ZThG 1 (1996), 64-79; A. Strübind, Kennwort: »Herbert aus Halle«. Ein Forschungsbericht über die Verbindungen zwischen Baptisten und dem Ministerium für Staatssicherheit in der DDR, ZThG 2 (1997), 164-201.

² IM = »Inoffizieller Mitarbeiter« der Stasi, der entweder durch eine persönlich unterschriebene Verpflichtungserklärung oder per Versprechen mit »Handschlag« für eine konspirative Tätigkeit gewonnen wurde.

³ BStU = Bundesbeauftragter für das Stasi-Unterlagen-Gesetz, besser bekannt als »Gauck-Behörde« in Anlehnung an den derzeitigen Bundesbeauftragten, Joachim Gauck.

(etwa im vorausseilenden Gehorsam), oder wer sich zurückhaltend äußerte (etwa um andere nicht zu belasten). Sogar als Laie konnte ich erkennen, ob mir jemand durch die Art seiner Berichterstattung Schaden zufügen oder ob er mich gleichsam »retten« wollte.

Vom Studium der Stasi-Akten wird auch immer wieder einmal mit dem Argument abgeraten, daß dadurch nur unnötig Verdacht auf andere Menschen gelenkt werde oder daß sich dann Haß gegenüber bestimmten Menschen, die dadurch entlarvt würden, breit mache. Ich habe eine ganz andere – positive – Erfahrung gemacht: Falscher Verdacht konnte durch das Studium der Akten gerade ausgeräumt werden! So hatte ich insgeheim z.B. bestimmte Nachbarn im Blick, die eventuell als Spitzel fungiert haben könnten. Es zeigte sich jedoch, daß keiner aus meiner engeren Nachbarschaft gegen mich tätig geworden war. Welch ein Trost! Welch eine gute Erfahrung, die Frieden schafft! *Daher entstehen durch das Studium der Akten nicht nur Belastungen, sondern auch Entlastungen.*

2. Täter und Opfer

Meist scheint das Schema Täter-Opfer festgelegt zu sein. Aber konnte es auch geschehen, daß aus Tätern Opfer wurden? Und aus Opfern Täter? Daß also beispielsweise diejenigen, die andere verraten hatten und als IM tätig waren, später selbst zu Opfern wurden, die bespitzelt wurden? Ja, das war wohl oft der Fall. Aber Täter, die selbst zu Opfern wurden, werden weiterhin als Täter zu gelten haben, solange sie nicht bereit sind, ihre Geschichte zu erzählen. Stasi-Zuträger haben es nach der Wende und sicher punktuell auch vorher erlebt, daß sie in ihrem »Dienst« ausgenutzt wurden. Nachdem man sie abgeschöpft hatte, wurden sie wie ein gebrauchter Putzlappe weggeworfen. Diese Erkenntnis, ihr Leben vergeudet zu haben und »benutzt« worden zu sein, hat manchen nach der Wende zu einem gebrochenen Mann (oder zu einer gebrochenen Frau) werden lassen. Andere reden sich bis heute ein, daß sie nichts Verwerfliches getan haben, sondern etwa ihrer Kirche durch die Zusammenarbeit mit der Stasi sogar nützlich waren. Dabei merken sie nicht, wie sie sich mit diesen Aussagen längst die Argumentationsweise der Stasi bis in den Sprachgebrauch hinein zu eigen gemacht haben. Im Fall »Kautz«, der in der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift dargestellt wurde, trat dies in aller Deutlichkeit zutage.⁴ Kautz' »Wort zur Wahl« aus dem Jahre 1965 hatte von der Notwendigkeit gesprochen, »unseren westdeutschen Brüdern und Schwestern ein unüberhörbares Friedenszeugnis einfach schuldig«⁵ zu sein. Das Thema »Frieden« reklamierte die DDR quasi als

4 Vgl. Strübind, Kennwort (s.o. Anm. 1).

5 A.a.O., 178.

ihr Markenzeichen für sich. Wer »loyal« zur DDR stand, lokalisierte die »Kriegstreiber« im Westen und im Osten die Freunde des Friedens und der Völkerverständigung.

Der Feind des Friedens saß nach dieser Sicht also im Westen. Diese Argumentationsweise der sozialistischen Propaganda wird auch in den Grundgedanken der Stasi-Konzeption deutlich, die in den 80er Jahren entfaltet wurden:⁶

- »1. Die Politik der SED ist, trotz aller noch zu lösender Probleme, die bestmögliche Politik. Sie ist zu sichern und durchzusetzen, nicht zu hinterfragen.
2. Kirche hat sich auf »ausschließlich religiöse Tätigkeit« zu beschränken. Alles, was Kirche darüber hinaus tun kann, ist – soweit es sich nicht um Lob der Parteipolitik handelt – Mißbrauch der Kirche.
3. Nimmt Kirche ihren Auftrag (ihrem Selbstverständnis entsprechend) wahr und äußert sich zu gesellschaftlichen Entwicklungen und Problemen, gegebenenfalls auch kritisch, dann ist es dem Feind gelungen, die Kirche zu »seinem« Stützpunkt zu machen.
4. Der Feind hat seinen Sitz im »Operationsgebiet« (BRD). Er muß im Operationsgebiet sitzen, weil feindliche Einstellungen bzw. Handlungen in der DDR selbst jeglicher gesellschaftlicher Grundlagen entbehren (vgl. 1.).
5. Muß Kirche bzw. müssen Amtsträger oder Gruppen, die unter dem Dach der Kirche arbeiten, »bearbeitet« werden, weil sie »Mißbrauch der Kirche« betreiben bzw. einen Mißbrauch der Kirche durch den Feind begünstigen, dann handelt es sich bei den Aktionen des MfS nicht um einen Kampf gegen die Kirche, sondern um die Sicherung des gemeinsamen, bewährten Weges, der seit dem 6. März 1978 beschrritten wird [6. März 1978 = Gespräch Honecker-Schönherr]. Kurz: Bearbeitung von Kirche = Befreiung der Kirche von der Gefahr, mißbraucht zu werden, zu ihrer Eigentlichkeit (rein religiös).«

Der Argumentationszirkel ist deutlich: Kirche hat sich politisch nicht zu äußern, sonst ist sie nicht Kirche. Wenn sie sich *kritisch* äußerte, war sie zum Handlanger des Feindes (d.h. des Westens) geworden. Wenn sie sich dagegen i.S.d. SED *positiv* äußerte, galt dies ein Zeichen für den »gemeinsamen, bewährten Weg«. Weiter heißt es bei v. Saß und v. Suchodoletz:⁷

»Kirchliche Amtsträger, von denen man meinte, daß sie dies »begriffen« hätten, nannte man »loyal«, »realistisch« oder »progressiv«. Kirchliche Mitarbeiter oder aktive Laien, die sich so nicht verstehen wollten, hießen im Sprachgebrauch des MfS: »feindlich-negative kirchliche Kräfte« oder »klerikale Kräfte.«

In dem Buch »Erlebt in der DDR«⁸ wird auf Seite 108 die Sachbearbeiterin Janott vom Staatssekretariat für Kirchenfragen (SfK) zitiert. Sie bezeichnet darin in einem Schreiben die Pastoren Sult, Moret und Dam-

6 Das folgende Zitat ist entnommen aus: U. von Saß / H. von Suchodoletz, »feindlich-negativ«. Zur politisch-operativen Arbeit einer Stasi-Zentrale, Berlin 1990, 48.

7 Vgl. a.a.O., 49.

8 Vgl. U. Materne / G. Balders (Hgg.), Erlebt in der DDR. Berichte aus dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, Wuppertal / Kassel 1995.

mann als i.S.d. SED »loyale« Amtsträger. Günter Balders bewertet diese Informationen, die für den neuen Staatssekretär Klaus Gysi gedacht waren, lediglich als einen »Waschzettel«, der Konfrontationen vermeiden helfen sollte. Ich teile diese positive Einschätzung nicht in gleicher Weise. Es besteht jedenfalls auch weiterhin erheblicher Klärungsbedarf hinsichtlich solcher Einschätzungen. Daß sich gerade eine Freikirche wie der BEFG ihr Kirchesein nehmen ließ, indem sie sich überwiegend nur noch staatstragend äußerte (und damit gerade politisch war), müssen wir heute mit Beschämung feststellen.

Fazit: *Es ist eine Illusion zu meinen, eine Kirche könne unpolitisch sein. Wo sie es sein will, ist sie es mit Sicherheit nicht. Durch Schweigen oder auch durch »Untertansein« stützt sie das bestehende System und ist in hohem Maße politisch.*

3. Das Täterprofil

Wer wurde von der Stasi »angeheuert«? Das MfS konnte für IM-Tätigkeiten nicht jeden gebrauchen. Hier wurde oft sorgfältig und im Rahmen eines »IM-Vorlaufs« im Vorfeld recherchiert, welche Person sich überhaupt für konspirative Zuträgertätigkeiten eignete. Es wurden dabei diejenigen ausgesucht, die etwa ein Bedürfnis nach Befriedigung des Gefühls ihrer Wichtigkeit hatten. Auch war eine gewisse egozentrische Eitelkeit des zukünftigen IM von Nutzen.⁹ Oder es wurden solche für eine IM-Tätigkeit ausgespäht, die sich persönlich in einer schwierigen Lebenssituation befanden und durch das Angebot einer konspirativen Tätigkeit einen neuen Lebenssinn erhielten (z.B. nach einer Scheidung). Aber auch intellektuelle Persönlichkeiten, die sich mit bestimmten Zielen des Sozialismus identifizieren konnten, wurden selektiert und gezielt ausgenutzt und eingesetzt. An dieser Stelle wäre eine Forschungsarbeit von großem Interesse. Amerikanische Forscher haben ihre Erfolgsquote bei der Aufklärung von Verbrechen im kriminalistischen Bereich dadurch sehr verbessern können, daß sie sich stärker mit den Täterprofilen bei begangenen Verbrechen beschäftigten und dadurch weiteren Verbrechen vorbeugen oder den Täter schneller ermitteln konnten. Im Bereich des Stasi-Unrechts könnte die Erarbeitung eines Täterprofils dadurch von Nutzen sein, daß wir Erkenntnisse gewinnen, welches menschliche Verhalten besonders geeignet ist, sich in konspirative Strukturen einbinden zu lassen. Es könnten gegebenenfalls auch Vergleiche mit der faschistischen Gestapo angestellt werden. Was wir so über die beiden »sozialistischen« Diktaturen in Deutschland lernen würden, könnte uns eine

⁹ Diese Attitüde konnte auch einmal ins Gegenteil umschlagen, wenn etwa allzu große Eilfertigkeit von der Stasi selbst nicht gern gesehen war, weil sie Verdacht erweckte. Dies betrifft etwa den Fall »Kautz«, vgl. *Strübind*, Kennwort, 191.

Hilfe für die Zukunft sein, etwa unter der Fragestellung: Wie sollten wir Kinder erziehen, damit sie unabhängig und immun gegenüber autoritären Strukturen werden?

4. Die Unfähigkeit zur aktiven Trauer

Wie kommt es, daß noch heute – acht Jahre nach dem Mauerfall – viele der ehemaligen IMs nicht zu ihrer Tätigkeit stehen können, obwohl diese Tätigkeit unabweisbar ist? Wie kommt es, daß sogar Christen bis zuletzt behaupten, kein IM gewesen zu sein, bis schlüssige Beweise vorgelegt werden und keine Ausflüchte mehr möglich sind? Wie kommt es, daß Menschen mit einer solchen Lebenslüge umgehen, obwohl sie von Jesus Christus her die Freiheit eines Christenmenschen, gerade auch zum Aussprechen des eigenen Versagens geschenkt bekommen haben? In dem Buch »feindlich-negativ« ist im Vorwort zu lesen:

»Es wird noch viel Trauerarbeit geleistet werden müssen – auf der Seite derer, die heute pauschal und zu lässig vereinfacht ›Täter‹ genannt werden, und auf der Seite derer, die sich als Opfer der stalinistischen Machtstrukturen erleben. Trauer um die eigene Verkrümmung, Trauer um die Energie, die in Mißtrauen verlorenging, Trauer um Freunde, deren Ehrlichkeit Grenzen hatte, um nicht gelebte Möglichkeiten [...].«¹⁰

Vielleicht verbindet gerade dieser Gedanke die sogenannten Täter und Opfer. Sie sind beide mit der gleichen Trauerarbeit beschäftigt. Jeder von uns hat durch das perfide und menschenverachtende System des DDR-Sozialismus etwas verloren. Wir werden uns einander annähern können, wenn es uns gelingt zu einer Sachlichkeit zu finden, die es ermöglicht, die Geschichte ungeschminkt zu betrachten.

5. Die Selbsttäuschung im Verhältnis zum MfS

Viele meinten, daß sie das MfS für sich instrumentalisieren könnten. Daß sie schon so schlau sein würden, das MfS auszutricksen. Sie merkten nicht, daß sie meist selbst die schwächeren und durch die »Zuckerbrot und Peitsche«-Methoden der Stasi schlußendlich selbst die Überlisteten waren, die eben nicht das MfS auf die Schulter nehmen und umprägen oder umstimmen konnten. Die das versuchten, erfuhren auf bittere Weise, daß sie sich selbst überschätzt hatten. Sie wurden durch ihre Tätigkeit selbst deformiert. Der Gefahr zu solcher Selbsttäuschung und Selbstüberhöhung waren besonders die sogenannten »Intellektuellen« ausgesetzt. Ob aus Überzeugung oder um scheinbarer Vorteile wil-

¹⁰ A.a.O., 6.

len: Durch ihre Kooperation förderten sie die Stabilisierung des Unterdrückungsapparates. Sie ließen sich mißbrauchen, wurden mißbraucht und mißbrauchten andere. *Aus Vertrauen wurde Mißtrauen und Verdacht.*

6. Die bleibenden menschlichen Deformationen

Diese Haltung des Verdachts und Mißtrauens hat uns als DDR-Bürger so sehr geprägt, daß wir dies nicht in wenigen Jahren abschütteln können. Nach meiner Erfahrung braucht man dazu sehr lange. Es mag mit Gottes Hilfe gelingen, aber einige werden es vielleicht nie schaffen. Der Erfolg der Stasi lag ja nicht nur darin, daß sie bestimmte Techniken anwandte, um Beziehungen gezielt aufzubauen oder zu zerstören. Sie bediente sich zur Durchführung dieser Techniken auch eines bestimmten »Menschenmaterials«, wie ich schon in Punkt 3 (»Das Täterprofil«, s.o.) angedeutet habe. *Der Aufbau eines Doppellebens wurde von der Stasi gesucht, konsequent genutzt und weiterentwickelt.* Die weitere Schulung des angeworbenen IMs beispielsweise bestand wesentlich darin, wie eine scheinbar vertrauensvolle Beziehung aufgebaut und aufrechterhalten werden konnte.

7. Zugedeckt werden kann nur, was zuvor aufgedeckt wurde

Die etwas blauäugige Euphorie, die in den ersten Jahren nach der Wende von einigen Vertretern des BEFG in Deutschland in Sachen Stasi-Verwicklung dieses Bundes praktiziert wurde, ist mir unverständlich. Der Hinweis darauf, wir wären als evangelisch-freikirchliche Gemeinden zu klein und unbedeutend für das MfS gewesen, kann ich nicht nachvollziehen. Nachweislich ließen sich mehr Geschwister aus unseren Gemeinden zu einer IM-Tätigkeit verpflichten, als bisher öffentlich zugegeben wurde. Was ist eigentlich aus den 35 Decknamen geworden, die bereits in dem 1995 erschienen Buch »Erlebt in der DDR« von Ulrich Materne genannt wurden?¹¹ Warum hört man nichts mehr darüber? Nein, es ist viel, zu viel auch in unserem Bund passiert! Darüber können und dürfen wir nicht schweigen. Das fängt bei IM-Tätigkeiten einfacher Gemeindeglieder an, geht über IM-Tätigkeiten leitender Brüder und erstreckt sich bis hin zum Abhören von Versammlungen in bundeseigenen Freizeithäusern, wie im Martin-Luther-King-Haus in Schmiedeberg. Meinen die Verantwortlichen wirklich, daß sich dieser Unrat auf Dauer verheimlichen läßt? Können wir uns damit herausreden, daß wir nicht

¹¹ Vgl. a.a.O., 123.

in dem gleichen Maße Ziel der Beobachtungen waren wie die großen Kirchen (und hier besonders die evangelische, weil dort in größerem Maße Umweltschutz und Friedensgruppen tätig waren)? Müßte uns das nicht gerade zur Demut führen, daß es nicht *unsere* Friedensgebete waren, sondern die der evangelischen Kirchen, die in Leipzig den Stein der »Wende« ins Rollen brachten? Demut auch darüber, daß angesichts der horrenden Umweltbelastungen in der DDR nicht wir es waren, die dagegen protestierten, sondern die Umweltschutzgruppen der evangelischen Kirchen? Daß wir vielmehr sogar mancherorts das »politische Christentum« dieser Kirchen kritisiert haben, weil es uns nicht fromm genug schien? Aber Gott hat diesen und nicht unseren Kurs bestätigt! Haben wir das theologisch schon verarbeitet und Konsequenzen für zukünftiges Handeln gezogen?

Um noch einmal die Arbeitsgruppe zur Untersuchung der nach innen gerichteten Tätigkeit des MfS in den achtziger Jahren im Bezirk Brandenburg zu zitieren:

»Die gesellschaftlichen und menschlichen Deformationen müssen aufgearbeitet werden, wenn die alten Machtstrukturen nicht einfach gegen neue ausgetauscht werden sollen. Sie müssen aufgearbeitet werden, wenn der Teufelskreis, Täter produzieren Opfer, die wieder die Täter von morgen werden können, durchbrochen werden soll.«¹²

Darum geht es bei der notwendigen Aufarbeitung unserer jüngsten Vergangenheit. Nicht um Fertigmachen von Personen, sondern ums Fertigmachen für die Zukunft.

8. Ein neues Verständnis des Verhältnisses von Christen zu »ihrem« Staat

In der theologischen Diskussion sollte es dabei auch um eine Neubestimmung des Verhältnisses der Christen zu ihrem Staat gehen. Was bedeutet die biblische Weisung »seid untertan der Obrigkeit« in einer Zeit der Diktatur? Anders gefragt: Wie ist das Verhältnis von Röm 13 zu Apg 5,29 (»man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen«) zu bestimmen? Die bisherigen Antworten scheinen mir unbefriedigend.

In unserem Kirchengeschichtsunterricht am Theologischen Seminar in Buckow lernten wir, in welcher schwieriger Lage die ersten Christen zur Zeit der römischen Herrschaft waren. Im alten Rom wurden bekanntlich viele Götter verehrt. Man brachte ihnen ein Weihrauchopfer dar und erwartete, daß die Christen sich daran beteiligten, um auf diese Weise die Götter gnädig zu stimmen. Eine schwierige Situation war dies für diejenigen, die in Jesus Christus ihren alleinigen Herrn sahen, den sie allein

¹² Zit. nach: v. Saß / v. Suchodoletz, »feindlich-negativ«, 6.

verehren wollten. Nur zum Schein mitzumachen und einige Weihrauchkörner in ein Feuer zu werfen, das wäre ein leichtes gewesen. Mehr hatte die »Obrigkeit« gar nicht gefordert, nicht einmal, daß man dieses Opfer mit dem Herzen bejahen sollte. Hauptsache, es würde getan. »Do ut des«: Tu etwas für die Götter, damit sie auch für dich etwas tun. Das macht doch nichts – sagte man den Christen – wenn ihr auch einige solcher Körner in das Feuer werft: *Ihr dürft weiter an euren Gott glauben. Nur vergeßt nicht unsere Götter.* Wie viele von uns hätten mitgemacht? Wie viele »Realisten« hätten sich eingeredet, daß man ja ein bißchen nachgeben muß (und kann), um »durchzukommen«? Wieviel Kompromißbereitschaft ist gegenüber einer atheistischen oder gar antitheistischen Macht erlaubt? Wenn wir eine evangelistische Antwort geben sollten, wüßten wir, was wir zu sagen hätten. Was aber, wenn es unser tägliches Leben betrifft? Die ersten Christen waren gerade an dieser Stelle sehr sensibel und gingen nicht den leichtesten Weg.

9. Mut zur Einsicht – damit wir neue Aussichten gewinnen!

Ohne Einsicht keine Aussicht. Und Einsicht ist nur echt, wenn sie ehrlich ist und aufrecht. Aufrichtigkeit und Zivilcourage scheinen Verhaltensweisen zu sein, die wir aufs neue gewinnen müssen. Die Gesellschaft geht den umgekehrten Weg. Aber sollten wir nicht diejenigen sein, die unsere Gesellschaft mitprägen, statt uns von ihr prägen zu lassen? Wenn *wir* nicht bereit sind, über unsere Vergangenheit offen und ehrlich – und wenn es sein muß auch mit Reue – zu reden, dann unterscheiden wir uns nicht wesentlich von dem großen Heer derer, die zu vertuschen suchen und ihre Seilschaften gebrauchen, um die Nachwendzeit für sich persönlich zu einem neuen Erfolgskurs werden zu lassen. Menschen können damit geblendet werden, Gott aber sieht das Herz an. Wer den Mut hat, sich zu seiner Tätigkeit für die Stasi zu bekennen und sie angemessen aufzuarbeiten, dem sollte der nötige Respekt entgegengebracht werden. Und darüber hinaus sollten wir Menschen ehren, die Widerstand geleistet haben, manchmal auch mit Witz und Humor. Ich denke hier beispielsweise an Adolf Pohl, dem einstigen Lehrer und Leiter des Predigerseminars in Buckow. Er hätte gewiß auch das Zeug gehabt, im BEFG der DDR-Präsident zu werden. Aber dazu war er eben gerade nicht »staatstragend« genug.

Es stimmt traurig, daß der DDR-Staat es geschafft hat, gerade diejenigen, die sich nicht von den staatlichen Stellen vereinnahmen ließen, auch nicht zu leitenden Männern im Bund werden zu lassen. Bei der Wahl des Präsidenten unseres Gemeindebundes etwa wurde nicht mehr nur nach dem Willen Gottes gefragt, sondern es ging auch darum, was opportun war und bei den staatlichen Stellen auf keinen großen Widerstand stieß. So ist nachweisbar, daß Adolf Pohl auf Betreiben von Walter

Riedel, einem aktiven Mitglied der Brüdergemeinde Bergmannstraße in Dresden, 1969 nicht zur Präsidentenwahl vorgeschlagen werden sollte, weil er dem DDR-System zu kritisch gegenüberstand.¹³ Das Ziel einer Einflußnahme auf den »Bund« wurde damit erreicht.

In der Zeit der Unterdrückung zeigt sich am deutlichsten der Charakter eines Menschen. So meint es auch Jesus, als er sagte: »Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten ungerrecht ist, der ist auch im Großen ungerrecht« (Lk 16,10). Die geringen Dinge, das waren in der DDR unter anderem das, was wir heute zivilen Ungehorsam nennen, das passive Sich-Verweigern gegenüber den staatlichen Stellen im Kontrast zu Anbiederungsversuchen und Anpassungsmechanismen. Man »mußte« nicht unbedingt in dem Umfang mit den Gegnern des Evangeliums zusammenarbeiten, wie dies geschehen ist. Eine verweigerter IM-Tätigkeit hätte kaum jemanden ins Gefängnis gebracht. *Natürlich hätte man bei einer Verweigerung in der Tat auch nicht so viel für die Gemeinden erreicht. Aber was war das für ein Tribut, den man für solche »Erfolge« zahlte und dann immer wieder zahlen mußte!* Manch einer gehörte eventuell auch zum »Reisekader« und wollte in ihm bleiben. Es ist verständlich, daß sich derjenige dann auch willfährig verhielt. Noch einmal: *Wir müssen nicht alles verurteilen, was in der DDR geschehen ist. Aber wir wollen wissen, was geschehen ist.* Wir wollen daraus lernen. Und wir wollen auch wissen, wer mutig widerstanden hat. Sie – die ihren Mund nicht halten konnten und wollten, wir wollen sie kennenlernen – sie waren eben nicht die Dummen. Auch wenn sie sich heute manchmal anhören müssen, daß sie doch schön dumm gewesen seien, damals den Mund aufzumachen; das hätte doch sowieso nichts genutzt; außerdem hätte man durch die Zusammenarbeit mit dem Staat viel mehr für die Gemeinden bewirken können als durch Widerstand. Auf diese Weise werden dann gar IM-Tätigkeiten noch zur Wohltat für unsere Gemeinden hochstilisiert, verbunden mit dem Hinweis, man habe doch dadurch »niemandem geschadet«.

Dies ist nicht nur ein Schlag ins Angesicht der Opfer, die unter Aufsicht persönlichen Leids bis hin zur Haft bereit waren, für die Wahrheit des eigenen Glaubens einzustehen. Es ist auch historisch und theologisch falsch, daß man durch Kollaboration mit der DDR-Regierung den Gemeinden Gutes getan hätte. Die Unfähigkeit darüber zu sprechen und das Gewesene kritisch zu würdigen, beweisen dies. Ebenso auch Haltungen und Prägungen aus DDR-Zeit, die bis heute andauern. So ist das Wort Lenins: »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser« zu einem geflügelten Wort geworden, daß sich tief im Unterbewußtsein mancher ehemaliger DDR-Bürger festgesetzt hat. Von der Bibel her müssen wir sagen, daß dies ein teuflisches Wort ist, das Beziehungen zerstört hat.

¹³ Vgl. Balders / Materne, Erlebt, 89.

Lehrt uns Jesus da nicht etwas anderes? Durch einen Artikel von Jürgen Fuchs erfuhr ich, daß Ursula Plog und Klaus Dörner in ihrem bekannten Lehrbuch der Psychiatrie und Psychotherapie auf Seite 279 vorschlagen, diesen Lenin-Satz umzukehren, um die humane Orientierung wiederherzustellen: »Kontrolle ist gut. Vertrauen ist besser.«¹⁴ An gleicher Stelle wird auch Katja Havemann zitiert:

»Die Stasi wollte unsere Freundschaften zerstören, zerwühlen. Was das Beste war, da wollten sie ran. Haben auch meine Tochter in der Schule nicht in Ruhe gelassen. Prüften Möglichkeiten, eine Vernachlässigung meiner Aufsichtspflicht zu beweisen, zu konstruieren. Wo Liebe war, Vertrauen, Familie, Ziviles, Persönliches, autonomer Bereich, da wollten sie ran und *rein*. Das paßte ihnen nicht. Das finde ich das Schrecklichste: Wieviel Kaputttheit und Mißtrauen so entstand.«¹⁵

Dieser Kontroll(un-)Geist – hat er uns bereits verlassen? Nach meiner Beobachtung wirkt er fort, denn das Mißtrauen bleibt. Auch weil sich die meisten ihrer eigenen Verantwortung nicht stellen und sich der Mühe des Umdenkens nicht unterziehen.

Es wird hin und wieder argumentiert, man widme der Arbeit und den Akten der Staatssicherheit zuviel Aufmerksamkeit. Das sei ein später Triumph für sie. Ich sehe das anders, denn das Gegenteil ist richtig. *Gerade das Verschweigen bereitet der Stasi einen späten Triumph*. Denn das, was auch immer das Blut der »Stasikrake« bildete –, wovon sie lebte und woraus sie ihre Kraft bezog, bleibt bestehen, wenn wir es nicht aufdecken und aufklären: *die Konspiration*. Das Verschwörerische hält an, wenn sich IMs nicht öffentlich und endgültig von ihrem Versprechen lossagen, das sie einem MfS-Offizier schriftlich oder per Handschlag gegeben haben. Genauso wie der Fahneid, der Menschen einst gegenüber dem Führer Adolf Hitler band, weil er auf seine Person hin geleistet wurde. Ähnlich liegt auch ein der Stasi gegebenes Versprechen wie ein bleierner Mantel solange auf den Menschen, bis sie sich von diesem Ungeist lossagen. Wir streifen damit den seelsorgerlichen Bereich, der bis jetzt noch zu wenig Beachtung gefunden hat. Wenn wirklicher Neuanfang geschehen soll, das wissen wir alle, dann kann dies nicht ohne wirkliche Buße und Reue geschehen. Solange wir das Alte verdrängen, verklären, verteidigen und uns einreden, daß es doch nicht so schlimm

14 Nachzulesen in *J. Mothes u.a. (Hgg.), Beschädigte Seelen. DDR-Jugend und Staatssicherheit mit 136 Dokumenten* (Edition Temmen), Bremen o.J., 15 – ein empfehlenswertes Buch über die Beeinflussung junger Menschen. So wird in diesem Buch auch davon berichtet, daß bereits Schüler für IM-Tätigkeiten herangezogen und geworben wurden. Das Buch ist erhältlich über die Landeszentralen für politische Bildung in Sachsen und Thüringen.

15 A.a.O., 17.

gewesen sei, haben wir die destruktiven Auswirkungen von über 40 Jahren DDR noch nicht wirklich verstanden.

Ich schreibe diese Zeilen zwischen den beiden Staatsfeiertagen, dem neuen am 3. Oktober für das vereinigte Deutschland und dem alten am 7. Oktober. Stehen wir näher am Alten oder am Neuen? Quält uns das Alte noch? Sind wir schon wirklich frei für das Neue? Und damit meine ich gerade den geistlichen Aufbruch in unserem Land, den wir ersehnen. Wird Gott ihn uns schenken, solange wir zur Aufarbeitung und sich daran anschließender Absage an die Vergangenheit nicht bereit sind? Merkwürdig berührt mich, wie wenig uns dies bisher gelungen ist. Es muß aber nicht so bleiben. Wenn wir Zukunft gewinnen wollen, brauchen wir jedoch Mut. Auch den Mut, alte Schuld beim Namen zu nennen, um sie nicht noch einmal begehen zu müssen.

Wir wissen nicht, ob es in unserem Land abermals eine Diktatur geben wird. Wir können uns aber die Frage stellen, ob wir als evangelisch-freikirchliche Gemeinden in Deutschland dafür gerüstet sind. Haben wir genug über die Strukturen des Bösen gelernt? Wissen wir schon, wie sich eine Kirche in einer Diktatur zu verhalten hat? Sind unsere Rücken schon so gestärkt, daß wir mit Recht sagen können, daß Zivilcourage unter uns kein Fremdwort ist? Halten wir nicht nur die Widerstandskämpfer des »Dritten Reiches« in feierlichen Andachten hoch, sondern beweisen mit unserem eigenen Leben, daß wir von ihnen etwas gelernt haben? Ist uns das Zeugnis wichtiger als die Vorteile eines herrschenden Systems? Sind wir überhaupt leidensfähig? Dies sind Fragen, denen wir letztlich nicht ausweichen können. Wir sollten sie an uns heranlassen. Jetzt haben wir die Möglichkeit dazu. Das ist Gnade Gottes.

Bibliographie

- Besier, G.*, Zur Religionspolitik des SED-Staates gegenüber den Freikirchen, ZThG 1 (1996), 64-79
- Materne, U. / Balders, G.* (Hgg.), Erlebt in der DDR. Berichte aus dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, Wuppertal / Kassel 1995
- Mothes, J. u.a.* (Hgg.), Beschädigte Seelen. DDR-Jugend und Staatssicherheit. Mit 136 Dokumenten (Edition Temmen), Bremen o.J.
- Saß, U. von / Suchodoletz, H. von* (Hgg.), »feindlich-negativ«. Zur politisch-operativen Arbeit einer Stasi-Zentrale, Berlin 1990
- Strübind, A.*, Kennwort: »Herbert aus Halle«. Ein Forschungsbericht über die Verbindungen zwischen Baptisten und dem Ministerium für Staatssicherheit in der DDR, ZThG 2 (1997), 164-201

Schuld benennen: Ja! – Verurteilen: Nein!

Ein Zwischenruf zur Aufarbeitung der Geschichte in der DDR¹

Johannes Rosemann

1. Die Aufarbeitung der Geschichte ist notwendig

Auf dem Bundesrat 1997 in Hamburg ergab sich, ausgehend von Veröffentlichungen zur Stasimitarbeit von Herbert Kautz und anderen², anlässlich des Präsidentenberichtes eine kontroverse Diskussion zur Aufarbeitung der Geschichte unseres Bundes in der DDR. Im Präsidentenbericht hieß es dazu: »Unser Bund strebt die Aufarbeitung seiner Geschichte in der ehemaligen DDR an. Er hat dabei nichts zu vertuschen. Unsere Maxime dabei: ›Wer die Vergangenheit vergißt, ist verurteilt, sie zu wiederholen.«³

Ich kann diesem Vorhaben als einer, der in der ehemaligen DDR geboren und aufgewachsen ist, zum Glauben gefunden hat und sein Christsein trotz Benachteiligung zu leben versuchte, nur begrüßen. Aufarbeitung ja – auch noch nach sieben Jahren! Doch die Art und Weise, wie es teilweise geschieht, läßt mich zum Stift greifen. Nachdem die Wogen in Deutschland über die Stasiverstrickungen schon längere Zeit wieder ein wenig abgeebbt sind, schlagen sie – wie immer etwas verspätet – in unserem Bund hoch. Das Wort »Stasi« scheint uns noch eine längere Zeit zu begleiten.

Wie gehen wir als Christen damit um? Und wie gehen wir mit Menschen um, die jetzt als IM's aufgedeckt und bloßgestellt werden? Natürlich erschüttert mich die Aktenlage über Bruder Kautz. Wie kann Gerechtigkeit aussehen? Gibt es die überhaupt? Und wir Christen, sollten wir nicht auch da Gnade vor Recht ergehen lassen? Fragen über Fragen, die mich bewegen.

¹ Überarbeitete Fassung einer Stellungnahme, die unter dem Titel: »Zwischenruf zur Aufarbeitung der Geschichte« in Heft 25-26/97 der Zeitschrift »Die Gemeinde« nur in gekürzter Form erschienen ist.

² Vgl. A. Strübind, Kennwort: »Herbert aus Halle«. Ein Forschungsbericht über die Verbindungen zwischen Baptisten und dem Ministerium für Staatssicherheit in der DDR, ZThG 2 (1997), 164-201.

³ Bericht des Präsidenten auf dem Bundesrat des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland 1997 in Hamburg (Drucksache Nr. 03), 6.

Dietrich Mendt, ehemaliger Superintendent in Zittau, schrieb in einem Zeitschriftenartikel folgendes: »Das Mißtrauen ist groß unter den Deutschen, die Atmosphäre ist vergiftet, die Stimmung ist schlecht. Viele haben gemeint, mit der Verabschiedung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes käme Klarheit und Gerechtigkeit in die Aufarbeitung unserer Vergangenheit. Diese Hoffnung hat sich zerschlagen. Die Lage ist schlimmer als je, die Wiedervereinigung der Deutschen ist in weite Ferne gerückt, wenn man darunter nicht nur den Fall der Grenzen versteht.«⁴

Dies darf für unseren gemeinsamen Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden nicht zutreffen! Deshalb brauchen wir einen Weg der Aufarbeitung, der am Ende weder Sieger noch Besiegte kennt. Einen Weg, der für alle zum Leben führt, für Versager und solche, – ja, gibt es denn Menschen, die nicht versagt hätten? Deshalb sollten wir auch keinem unsere Liebe und unser Mitgefühl versagen. Auch die Schwestern und Brüder in der alten Bundesrepublik haben Teil am Versagen – wie auch immer – selbst wenn sich herausstellen sollte, daß der Arm der Staatssicherheit nicht nach ihnen griff. Deshalb möchte ich den guten Vorsatz im Präsidentenbericht gern erweitert haben. Es geht nicht *nur* um die Aufarbeitung der Geschichte des ehemaligen DDR-Bundes. Es geht *auch* um die Aufarbeitung der Geschichte des ehemaligen BRD-Bundes! Nur, wenn wir uns dazu durchringen, unsere getrennte und gemeinsame Geschichte aufzuarbeiten, wird dies ein Weg, der nicht in eine getrennte Wüste, sondern in die gemeinsame Zukunft führt!

2. Aufarbeitung der Geschichte kann nicht nur aus den Akten geschehen

Wollen wir zu einem richtigen Verständnis unserer Geschichte kommen, dürfen wir nicht den Fehler begehen, Geschichte nur dadurch aufzuarbeiten, indem wir die Geschichten nachschreiben, die die Stasi geschrieben hat. Es muß auch unter uns gelten, was der heute sehr umstrittene Professor Lüdemann in einem Spiegelinterview sagte: »Wenn es um die Wahrheit geht, wird gewogen und nicht gezählt.«⁵ Aber bisher, so hat es den Anschein, besteht die Aufarbeitung der Vergangenheit vor allem im Zählen von Akten und Namen.

Da wir immer noch so wenig voneinander wissen und darum oft einander nicht verstehen, brauchen wir Erlebnisberichte. Erst wenn wir einander so verstehen, daß wir gegenseitig auch begreifen können, wie wir und warum wir in unserer Lebenssituation so und nicht anders gehandelt haben, können wir unsere Geschichte wirklich aufarbeiten.

4 Die Zeichen der Zeit, Evangelische Zeitschrift für Mitarbeiter der Kirche 2/1996, 63.

5 »Das Credo abschaffen«, DER SPIEGEL 8 (1996), 66.

Ich möchte das gerne an meinen eigenen Erfahrungen zeigen:

Selbst das Schulsystem war ein Drucksystem. Nie durfte man frei und offen seine Meinung sagen. Meinungsfreiheit gab es nicht. Sogenannte Diskussionsbeiträge wurden schriftlich vorgefertigt und von zuständigen Personen »eingesehen«, damit ja nichts gesagt wurde, was gegen den Strich (die Linie der Partei) ging. So mußten die Menschen unter diesem permanenten Drucksystem begreifen, daß letztlich nicht Leistung, sondern Richtung zählte. Ich erinnere mich noch gut an markante Erlebnisse. Einige möchte ich exemplarisch berichten:

- Bei meiner Einschulung bekam ich zuerst den Aufnahmeantrag für die Pionierorganisation (die gesellschaftliche Massenorganisation in der DDR für Kinder) in die Hand gedrückt mit dem Hinweis, die Eltern sollen ihn unterschreiben. Wir Siebenjährigen wußten noch nicht, wo die Toilette in der Schule war, aber zu den Pionieren sollte schon jeder gehören. Von den 31 Schülern meiner Klasse war ich – soviel ich noch weiß – der einzige, der dieser Organisation nicht angehörte und demzufolge kein blaues Halstuch trug (Kleidungsstück der Pionierorganisation). Meine Eltern hatten für mich entschieden, aber diese Entscheidung mit mir durchgesprochen und von ihrem Glauben an Jesus Christus her begründet. In der dritten Klasse bekam ich Verstärkung: ein Pfarrerssohn kam dazu. Wir wurden ziemlich schnell Freunde. Obwohl er mit Abstand immer Klassenbester war, wurden ihm Auszeichnungen vorenthalten. Der Weg zur »Erweiterten Oberschule«, also zum Abitur, wurde ihm später trotz hervorragender Zeugnisse (Durchschnitt 1,0) verwehrt.

Da wir beide ein Instrument gelernt hatten und in unserer Freizeit viele Feiern mit unserem Streichquartett, zu dem wir gehörten, bereicherten, war es der Wunsch unseres Klassenlehrers, daß wir bei der Schulabschlußfeier spielen sollten. Dies wurde vom damaligen Direktor rigoros verboten, weil wir nicht zur »Freien-Deutschen-Jugend«, der Massenorganisation der Jugend in der DDR, dem Vorläufer der Partei, gehörten.

Später, als ich selbst Kinder hatte, die auch nicht »blau gekleidet« waren, wurden die Repressalien sogar noch größer. Meine älteste Tochter durfte nicht an einer Klassenausfahrt teilnehmen, nur weil sie nicht den Pionieren angehörte. Sie wurde für diese Woche in eine andere Klasse versetzt.

- Als Sechstklässler lud ich einmal meine Klassenlehrerin zu einer Evangelisation in unsere kleine Baptistengemeinde auf einem Hinterhof ein. Ich hatte zu ihr ein sehr gutes Verhältnis und nahm an, daß sie nicht zu den »Scharfmachern« gehörte (so nannten wir die Kommunisten, die Andersdenkende ständig agitierten). Nach längerem Überlegen sagte sie für einen Abend zu, und ich holte sie ab. Da es schon dunkel war, mußten wir keine Seitenstraßen nehmen, um der Gefahr zu entgehen, eventuell von einem ihrer Kollegen gesehen zu werden. Trotzdem konnte ich sehr deutlich ihre Angst spüren. Die Freude, daß ein Mensch, der auf der »anderen Seite« stand, einmal mit in meine Gemeinde kam, kann ich heute noch nachempfinden.

- Als Mitglieder des Jugendsinfonieorchesters, das zwei Mal hintereinander in einem Orchesterwettbewerb den nationalen Händel-Preis verliehen bekam und ein Konzert mit Live-Übertragung im Fernsehen geben durfte, sollten auch wir Christen das Blauhemd der Freien-deutschen-Jugend tragen. Als wir uns strikt weigerten, blieben unsere Stühle leer. Wir wurden für diese Konzerte aus dem Orchester ausgeschlossen.

- Da der Bildungsweg zum Abitur bekennenden Christen »normalerweise« verwehrt wurde, wollte ich Kraftfahrzeug-Mechaniker werden. Ich bewarb mich in einem großen volkseigenen Betrieb und wurde zum Gespräch vorgeladen. Mein Gesprächspartner war verwundert darüber, daß ich mit diesem Abschluß eine einfache Lehre beginnen wollte. Nach einem halbstündigen Gespräch versprach er mir, daß ich auf jeden Fall die Stelle bekommen würde. Zum Abschied an der Tür fragte er mich nebenbei, ob »gesellschaftlich alles stimme«. Ich erwiderte, daß ich kein Mitglied der FDJ sei, worauf er mir den Vertrag wieder aus der Hand nahm und mir zu verstehen gab, daß ich das eben geführte Gespräch vergessen könne. So bin ich dann Landwirt geworden.

- Als ich dann meinen »Ehrendienst« ableisten sollte und den Dienst mit der Waffe verweigerte, wurde ich Bausoldat. Das war eine einmalige Einrichtung in der Nationalen Volksarmee der DDR, die in den sozialistischen Staaten ihres Gleichen suchte. Menschen, die aus Gewissensgründen den Dienst mit der Waffe ablehnten, konnten Bausoldaten werden. Allerdings mußte, wer dieses Ziel erreichen wollte, ziemliche Standfestigkeit unter Beweis stellen. Mehrere Gespräche, die Verhören glichen, wurden mit mir auf öffentlichen Stellen geführt. In manchen »Gesprächen« wurde auch gedroht. Unter den Kollegen war man der Außenseiter, das schwarze Schaf, das den »Stand des Kollektivs« in Verruf brachte.

Wer das alles in Kauf nahm, erreichte das Ziel, aber selten sofort. Bausoldaten wurden fast immer erst kurz vor Vollendung des 27. Lebensjahres einberufen. Meist hatten sie schon Familie und Kinder. So wurden die 1½ Jahre oft besonders hart. Als Bausoldaten wurden wir in kleinen Gruppen in verschiedenen Objekten der NVA stationiert und waren Hausmädchen für alles. Wer zu den Bausoldaten ging, konnte ein eventuell geplantes Studium, z.B. ein Ingenieurstudium, bei dem das Abitur nicht unbedingt Voraussetzung war, »abschreiben«. Zum Studium wurde nur zugelassen, wer seinen Dienst in der Armee schon abgeleistet hatte. Bausoldaten hatten deshalb fast nie eine Chance.

Das sind nur wenige Situationen von vielen, die meinen Weg im Sozialismus geprägt haben. Im Rückblick fällt mir auf, daß ich nie sauer darüber war, ja, daß diese Benachteiligungen, das ständige Zurückstecken, immer gezwungenermaßen in der zweiten oder dritten Reihe stehen zu müssen, für mich zum Christsein gehörten wie das Salz in die Suppe. Der Atheismus war für mich kein Problem. Die Gemeinde war für mich der Ausgleich. Dort konnte ich mich entfalten, hier konnte jeder seine Gaben einbringen. Hier gehörten wir zusammen und hielten zusammen. Hier saßen wir eng zusammen mit Schulterschuß und Tuchfühlung. Keiner wurde ausgegrenzt, denn alle gehörten irgendwie zu den Ausgegrenzten. Mit dem gesellschaftlichen Unfrieden unter der Oberfläche hatten wir leben gelernt.

So war auch die Trennung zur »Welt« für uns von Grund auf vorgegeben und wurde als selbstverständlich gelebt, auch wenn wir Christen dadurch teilweise ein Nieschendasein führten. Die klar gezogenen Grenzen vereinfachten das Christsein enorm und verschafften einen gewissen Schutzraum. Dies alles bedeutete aber nicht, daß wir gegen die »Welt« waren. Nein, wir entwickelten auch gesellschaftliches Verantwortungsge-

fühl, z.B. für die Schöpfung. Wir pflanzten als Gemeinde Bäume und übernahmen für mehrere Jahre die Pflege einer neu gepflanzten Waldfläche. Dieser Einsatz wurde nicht honoriert, aber doch sehr positiv von den zuständigen Funktionären gewürdigt.

In diesen vergangenen 45 Jahren haben wir nicht nur Böses, Bespitzelung und Benachteiligung erfahren. Wir erlebten auch intensivste Gemeinschaft. Wir haben gelebt, haben Feste gefeiert und oft auch feste gefeiert, haben gelacht und uns gefreut. Wir hatten Mangel und Engpässe. Aber wir hatten auch Erfolgserlebnisse, wenn wir trotz Gegenwind doch etwas zustande brachten. Wenn wir den letzten Wasserhahn ergatterten oder den in Eigenleistung rekonstruierten Keller als Jugendraum einweihen konnten, war das für uns eine Freude, auch wenn manches nach den neuen Standards anderen sehr kümmerlich erscheinen mag.

Gott hat uns viel Gutes getan. Nein, die 45 Jahre waren nicht die absolute Dunkelheit. Und jetzt leben wir nicht im absoluten Licht. Natürlich bin ich froh, daß wir das totalitäre atheistische System hinter uns haben, daß ich meine Meinung ohne Angst äußern kann, wirklich wählen darf usw. Trotzdem bleibe ich – trotz des bitteren Beigeschmacks, der sich einstellt, wenn man zurückdenkt – auch sehr dankbar für die zurückliegende Zeit, denn sie gehört zu meiner Geschichte und zur Geschichte meiner Kirche.

Viele meiner Brüder und Schwestern aus den alten Bundesländern sehen die Gemeindegeschichte in der DDR als Geschichte des Gottesvolkes im Exil. Die DDR als Gefangenschaft, die man nur erleiden konnte und in der man, so gut es eben ging, zu »überwintern« versuchte. Doch wir wollten in unserer Situation den Auftrag des Propheten Jeremia ernst nehmen: »Suchet der Stadt Bestes« (Jer 29,7). Vielleicht meinen einige sogar, wir hätten den Auftrag zu ernst genommen.

Ich verstehe unsere Gemeindegeschichte eher im Bild vom wandernden Gottesvolk. Das wandert durch die Zeiten, dem Ziel Gottes entgegen, durch immer neue Gebiete und Etappen der Geschichte und weiß, daß Gott es führt und leitet und es gebraucht. Dieser Weg hat immer seine Gefahren und auch sein *Versagen*. So war auch die sozialistische Gesellschaft eine Etappe auf dieser Wanderung, in der Gott uns brauchte und in der wir als Gemeindebund unsere Zelte aufschlagen mußten. Ein anderer Weg blieb uns nicht.

3. Die Aufarbeitung der Geschichte sollte nach Jesu Vorbild geschehen

Die bekannte Geschichte, die im Neuen Testament (Joh 8,1-11) von Jesus und der Ehebrecherin erzählt wird, setzt für mich Grundpfeiler, die auch bei der Aufarbeitung unserer Gemeindegeschichte nicht verrückt werden sollten. Sie eröffnen einen gangbaren Weg, der weder Sieger noch Verlierer kennt. Diese Geschichte ist für mich eine Wegweisung beim Um-

gang mit unserer eigenen Geschichte und mit der schuldbeladenen Geschichte anderer.⁶

3.1. Schuld darf nicht bagatellisiert werden!

Das ist das erste, was auffällt. Natürlich geht die Geschichte für die Ehebrecherin gut aus, nämlich mit Vergebung. Trotzdem wird die Straftat der Frau, der Ehebruch, nicht bagatellisiert. Er wird von Jesus nicht als Kavaliersdelikt betrachtet.

Unsere Vergebungsbereitschaft ist oft mit einer Bagatellisierung gekoppelt. »Mach dir nur nicht gleich ins Hemd. Wegen solch einer Bagatelle so ein Aufriß. Das tun doch heute alle, fremdgehen. Was ist schon dabei. Stasi? Ist doch längst vorbei; Geschichte. Die soll'n doch die alten Geschichten endlich ruhen lassen. Schwamm drüber.« So ähnlich höre ich es heute immer wieder. Bei Jesus gibt es dieses »Schwamm drüber« nicht. Jesus wendet sich hier nicht gegen die gesetzlich festgelegte Strafe »Steinigung«. Nein, Jesus gibt Mose bedingungslos recht, wenn er den Ehebruch verurteilt und rigoros unter Todesstrafe stellt. Er nimmt damit das Leben der Frau todernst.

Wird nicht gegenwärtig viel Schwarz-weiß-Malerei betrieben? Wendet sich z.B. einer gegen die mögliche Akteneinsicht, wird ihm sofort vorgeworfen, er wolle alles vertuschen. »Nun soll wohl alles vergeben und vergessen werden.« Aber wir wissen: Vergeben und Vergessen allein kann nicht helfen! Wer das als christlichen Slogan proklamiert, muß sich fragen lassen, aus welcher Bibel er diese Weisheit hat. Ohne Aufdeckung der Schuld, ohne Bekenntnis zur Schuld ist kein Neuanfang möglich! Zumindest kein sehr chancenreicher Neuanfang! Das zeigt uns die Bibel auf Schritt und Tritt. Deshalb ist für die Aufarbeitung unserer Geschichte auch die klare Benennung von Schuld notwendig, wie es Günter Balders in seiner Veröffentlichung zu den Hintergründen der Präsidentenwahl 1969 und Andrea Strübind in ihrer Veröffentlichung über die Zusammenarbeit des Pastors Herbert Kautz mit der Staatssicherheit der DDR getan haben.⁷

Gott vergibt, aber nie im Sinne von »Schwamm drüber«, sondern immer im Sinne von »reden wir darüber«. Jesus hat all unsere Schuld ans Kreuz getragen. Aber gerade sein furchtbarer Tod ist ja ein Zeichen dafür, daß es bei Gott *kein* »Schwamm drüber« gibt, sondern daß er unsere Schuld todernst nimmt. »Wenn wir aber unsere Schuld bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von

⁶ Folgendes in Anlehnung an eine Meditation von *D. Mendt*, a.a.O.

⁷ Vgl. *G. Balders*, Die Präsidentenwahl 1969 – Ein Kapitel für sich, in: *Erlebt in der DDR. Berichte aus dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden*, hg. von *U. Materne / G. Balders* in Zusammenarbeit mit *R. Assmann, B. Kühn* und *M. Sult*, 87-109; *Strübind*, Kennwort, 164-201.

aller Ungerechtigkeit.« (1Joh 1,9) Das ist Evangelium, aber kein billiges Evangelium, sondern eines, das zu Reue und Buße einlädt.

Wer allerdings meint, einen Schuldigen zu Reue und Buße bewegen zu können, indem er die Schuld an die Öffentlichkeit zerrt, irrt. Er setzt ihn nur unter Druck, und das ist die schlechteste aller Voraussetzungen zur *ehrlichen* Reue. Natürlich ist abzusehen, daß beileibe nicht alle Schuld aufgedeckt werden wird – auch in unserer baptistischen Geschichte nicht – aus den verschiedensten Gründen: Akten sind weg, Selbstoffenbarung wird verweigert, Schuld ist nicht nachzuweisen und die Überführung gelingt längst nicht immer so beweiskräftig und unwiderlegbar wie bei der Ehebrecherin.

Trotzdem: Schuld wird von Jesus anerkannt. Jesus geht es darum, daß Ehebruch nicht mehr vorkommt, weder bei dieser Frau, noch überhaupt. Niemand kann Jesus nachsagen, für ihn bedeute Ehebruch weiter gar nichts! Deshalb sollten wir bei der Aufarbeitung unserer Geschichte Schuld ebenfalls klar beim Namen nennen, eben damit sie nicht nochmal vorkommt.

3.2. Die Ankläger brauchen ein waches Gewissen!

Aber Jesus behandelt den Fall der Ehebrecherin seelsorgerlich. Jesus gelingt es, das Gewissen der Ankläger anzusprechen und wachzurütteln. Insofern kommen bei der Auslegung dieser Geschichte die anklagenden Pharisäer und Schriftgelehrten meist zu schlecht weg. Sie hören auf das, was Jesus sagt! Und es wird ihnen dabei klar, wer sie selbst sind! Und *deshalb* wagen sie es nicht, die Frau mit der Unbekümmertheit zu verurteilen – und das heißt, zu töten – mit der sie sie gebracht haben.

Haben alle Ankläger solch ein Gewissen? Vor allem die westdeutsche Presse hat oft weniger Skrupel als die Pharisäer damals, denn heute wird oft gnadenlos mit Worten gesteinigt. Aber auch wir müssen uns fragen lassen: Haben wir ein Gewissen, wenn wir in den Chor der Beurteiler und Verurteiler einstimmen? Da verurteilen oft Menschen, die wahrscheinlich nie in einer gleichen oder auch nur annähernd ähnlichen Situation gelebt haben wie wir Bürger der DDR. Sie haben, wie z.B. viele Presseberichte über Manfred Stolpe zeigen, sich nie den zermürbenden Überlegungen aussetzen müssen, die es kostete, wenn es darum ging, einzelnen Menschen zu helfen. Da verurteilen Reporter und Redakteure, die ihr Urteil auf Material stützen, das rein subjektiv ist. Wenn es um Sensationen geht, hat die Presse mit den Stasiakten vielleicht gute Karten, aber oft schlechte Motive. Da verurteilen oft Menschen, die nicht wie die Ankläger in unserer biblischen Geschichte selber Zeuge der Tat gewesen sind. Sie haben oft keine echten Beweise, sondern setzen nur einen Verdacht in die Öffentlichkeit, und die Verurteilungsmaschine beginnt zu rollen.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer haben damals – Gott sei Dank! – nicht vergessen, wer sie sind und wozu sie selber fähig sind oder fähig

wären, wenn sie in die gleiche Lage kämen. An dieser Stelle sollten wir ruhig ein wenig »pharisäischer« sein. Wir sollten uns die Frage ernsthaft zumuten, ob wir in ähnlichen Situationen immer mutiger, ehrlicher, verlässlicher und glaubwürdiger waren und sein werden als die, über die wir uns ein Urteil anmaßen.

3.3. Vergebung enthält immer ein Risiko!

Jesus verlangt von der Ehebrecherin keine Wiedergutmachung – wie sollte das auch gehen? Er verlangt aber nicht einmal Reue und die Erzählung sagt uns nicht, warum. Wir wissen, wie oft Jesus zur Buße und Umkehr gerufen hat. Hier läßt er es bei der Mahnung bewenden. Allerdings weist seine Mahnung eindeutig auf die Schuld hin: »sündige hinfort nicht mehr«. Ehebruch, das darf, das soll dieser Frau in Zukunft nicht mehr passieren!

Stasi, das darf, das soll nie wieder passieren in unserer deutschen Geschichte. Das ist uns allen klar. Aber die bisherige Erfahrung zeigt, daß wir weder auf Selbstoffenbarung noch auf die Umkehr aller schuldig Gewordenen hoffen können. Wir erreichen sie nicht. Und wenn wir sie erreichen, ist noch lange nicht gesagt, daß wir auch ihr Herz erreichen.

Letztlich wird aber Gott uns alle einmal erreichen. Richten steht uns deshalb nicht zu, es bleibt ihm vorbehalten. Wir können nur so viel beitragen, daß wir die eigene Schuld offenbaren, ohne Angst und beispielhaft. Denn ein solches Zeugnis der Christen und hoffentlich vieler anderer für den Umgang mit Schuld ist heute nötiger als je zuvor.

Mit seinen Worten an die Ehebrecherin geht Jesus bewußt ein Risiko ein: »Geh hin und sündige nicht mehr.« Wer steht dafür ein, daß die Frau nicht sofort zu ihrem Zuhälter zurückkehrt und weiter ihren Geschäften nachgeht? Und aus dem Munde der Frau hören wir kein Wort der Reue oder Einsicht. »Niemand« ist das einzige, was sie sagt. Ja, es könnte sogar sein, daß ein kleiner Triumph in ihrer Stimme mitschwingt, daß sie so billig davongekommen ist. Wir wissen es nicht, es gibt keine Tonbandaufzeichnung. Es gibt eben nur diese unglaublich großherzige Reaktion Jesu! Grenzt das nicht schon an Leichtsinn? Aber gerade diesen Leichtsinn der Vergebungsbereitschaft Jesu werden wir brauchen. Denn viele werden unerkannt bleiben, mit denen wir in Zukunft auch leben müssen. Und einige werden überführt werden, ohne Besserung erkennen zu lassen. Und sie alle werden es uns vielleicht innerlich schwer machen. Deshalb brauchen wir auch für das schuldhaftes Versagen in unserer Geschichte diese großherzige Reaktion Jesu. Seine Liebe gibt allen eine Chance zum Neuanfang. Deshalb dürfen wir sie keinem verwehren. Gebe es Gott, daß wir mit unserem Gewissen nicht hinter den Schriftgelehrten und Pharisäern zurückbleiben und erkennen, daß auch wir schuldig geworden sind und daß wir dieser Liebe Jesu auch unser Leben zu verdanken haben. Allein das wird uns barmherzig machen.